Falscher Hermelin

Kleine Geschichten aus der Bühnenwelt

von

Sacher-Masoch.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

Falscher Hermelin.

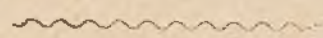
Kleine Geschichten aus der Bühnenwelt

von

Sacher-Masoch,
Verf. von „Kain's Vermächtniß", „Zur Ehre Gottes" etc.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

Inhalt:



Prolog.

Haben Sie je echten und falschen Hermelin neben einander gesehen und zusammen verglichen?

Wenn Sie keine Kennerin von Pelzwerk sind, dann würden Sie, im Falle Sie zu wählen hätten, unbedingt und ohne sich zu besinnen, nach dem falschen greifen. Der echte Hermelin ist gelb, er scheint vom Alter angehaucht, er hat keinen Glanz, ihm fehlt jenes üppige Schwellen des falschen, welcher blendend weiß schimmert und flimmert und sich wollüstig bläht, aber der Werth des letztern ist — Schein. Der echte verhüllt würdevoll fürstliche Schultern, der falsche Hermelin dient kokett drapirt dazu, die schönen Büsten der Demimonde-Damen und der Prinzessinnen des Theaters in ein effectvolles Licht zu setzen; wir begegnen ihm überall, wie überhaupt in allen Klassen der Gesellschaft unglaublich viel Falsches für echt ausgegeben wird,

aber unumschränkt herrscht er nur auf den Bretern, welche die Welt bedeuten, in jener Welt, welche, statt von den warmen goldenen Strahlen der Sonne, von Gasflammen und nicht selten von schmuzigen Oellampen ihr Licht empfängt, in jener Welt, wo Alles Schein, Alles trügerisch ist, wo es nichts Echtes gibt, und so wird er zum Symbol dieser Welt, ihrer Schicksale, ihres Lebens und Treibens, ihrer Menschen, ihres Glanzes, ihres Triumphes und ihres Glückes.

Alles hat in dieser Welt den Anschein, schön und gut zu sein; Alles trägt jenen idealen Schimmer, welcher jedoch nichts Besseres ist als der Glanz des falschen Hermelins. Falsch ist hier die Liebe wie der Haß, die Freude wie der Schmerz, das Lachen, die Thränen, der Zorn, die Eifersucht, der Neid, das Wohlwollen, die Aufopferung: es gibt hinter der Rampe kein echtes Laster und keine echte Tugend. Und wenn es einmal etwas Echtes gibt in dieser Welt, wird es mindestens für falsch gehalten; denn Niemand glaubt daran.

Sie zweifeln? Ja, Sie lächeln und schütteln übermüthig Ihre blonden Locken, wie Sie es gewöhnlich thun, wenn Sie einen Brief von mir lesen, aber diesmal will ich Sie nicht mit Gründen überzeugen; ich will Ihnen einige Geschichten erzählen, sehr hübsche, sehr heitere und vor allem sehr lehrreiche Geschichten.

I.

Eine grausame Reclame.

Die Heldin meiner ersten Geschichte ist eine berühmte Tragödin. „Ist sie schön?" höre ich Sie fragen, und es fällt mir nicht ein, über diese Frage zu lächeln, sie ist ebenso berechtigt als weiblich. Im Frauenkatechismus ist diese Frage die erste, die wichtigste; die nächste lautet: „Wie ist sie angezogen?"

Also, ich will versuchen, Ihnen mit der Feder ihr Bild zu malen, ich könnte sagen photographiren, aber jede Photographie ist mehr oder minder eine Caricatur, und ich will nicht carikiren, sondern — porträtiren, getreu, ohne jede Uebertreibung, also auch nicht idealisiren.

Haben Sie schon eine böhmische Köchin gesehen? Ich zweifle nicht, daß Sie in Wien dazu Gelegenheit gehabt haben. Wenn Sie also eine böhmische Köchin

gesehen haben, so fragt es sich nur noch, ob Sie ein gutes Bild des polnischen Freiheitshelden Thaddäus Kosciuszko gesehen haben? Ja? Gut.

Also stellen Sie sich recht lebhaft eine böhmische Köchin mit einem weiblichen Kosciuszkokopf vor und Sie haben das Bild meiner Heldin.

Das Charakteristische an der Gestalt einer böhmischen Köchin ist die Entwicklung der Hüften und der Büste im Geschmack von Peter Paul Rubens. Norddeutschen, welche, durch die Holbeinischen Formen ihrer Frauen verführt, die Nymphen, Bacchantinnen und Göttinnen des großen Niederländers für Uebertreibungen ansehen, empfehle ich das Studium böhmischer Köchinnen.

Kosciuszko war nicht schön, aber gerade die starken Backenknochen, die kleine aufgeworfene Nase, der Negermund mit den wulstigen Lippen trugen nicht wenig dazu bei, den imponirenden Ausdruck von Kühnheit, Leidenschaft und Genie, welcher vorzüglich in seinen dunklen Augen lag, zu erhöhen. Solange die Jugend und ihre Frische unsere Heldin verklärten, war sie trotz einer gewissen Plumpheit der Gestalt und der harten Gesichtsbildung sogar verführerisch und ihre kolossalen Reize unterwarfen ihr mehr als einen Mann.

In dem Maße, als sich ihr großes dramatisches Talent entwickelte und ihr Organ seine Sprödigkeit

verlor, stieg ihr Ruf als Künstlerin; dies ist sehr einfach und natürlich.

Aber unsere Heldin war mit dieser natürlichen Entwicklung nicht zufrieden.

Zum Ueberfluß gastirte damals die Rachel in Deutschland.

Fortan beschäftigte sich Fräulein Kosciuszko mit dem Gedanken, die deutsche Rachel zu werden, eine dominirende Stellung auf dem deutschen Theater einzunehmen.

Der Mangel an Centralisation in jeder Richtung macht jedoch die Ausführung einer solchen Idee in Deutschland ungleich schwieriger als in Frankreich.

Die Rachel reüssirte in Paris, sie siegte im Théâtre Francais über alle Nebenbuhlerinnen und fortan regierte sie das Reich der Bühne unumschränkt; um in Deutschland dieselbe Stellung einzunehmen, genügte es nicht, in München, Dresden oder Berlin zu triumphiren, ja nicht einmal, Regentin des Wiener Burgtheaters zu sein; unsere Heldin beschloß daher, im Gegensatze zu allen frühern großen Schauspielerinnen Deutschlands, fortan kein festes Engagement anzunehmen, sondern von Stadt zu Stadt zu ziehen, überall zu spielen, soweit die deutsche Zunge klingt, und so endlich ganz Deutschland vor ihren Triumphwagen zu spannen.

Und es gelang ihr — ihr Genie, ihre Kunst und ihre Reclame besiegten alle Schwierigkeiten.

Sie leitete selbst die Proben, sie arrangirte selbst ihre originellen Toiletten und fand daneben noch Zeit, den letzten Recensenten in seiner Dachstube aufzusuchen; sie schrieb, nachdem sie den Abend gespielt, selbst Berichte für einige Dutzend Blätter, und wo die Schauspielerin keinen vollständigen Sieg erringen konnte, wo Reclame und Bestechung scheiterten, dort zahlte das üppige Weib mit seinen Reizen.

Aber es kam eine Zeit, wo die Ueppigkeit zur Unförmlichkeit zu werden drohte, wo das schöne blaue Auge seinen Glanz verlor.

Man sah das Weib altern und begann die Künstlerin weniger interessant zu finden.

Fräulein Kosciuszko hatte eben in der nordischen Metropole eine unangenehme Erfahrung gemacht; sie glich einer Furie, als wir uns kurze Zeit darauf in einer durch ihre schöne landschaftliche Lage berühmten süddeutschen Stadt trafen und sie mir die fatale Geschichte augenrollend, von Zeit zu Zeit die Zähne bleckend und die Fäuste ballend erzählte.

Ich hatte in diesem Augenblick den Eindruck, eines jener dämonischen Weiber zu sehen, welche die Sklavenpeitsche und das Beil des Henkers ebenso zu handhaben verstanden als Blick und Fächer, und ich muß gestehen,

wenn Fräulein Kosciuszko nicht die Brille auf der aufgestülpten Nase getragen hätte, diese Dämonie ihrer Natur hätte mich reizen können, und diese Dämonie war es ja auch, der unsere Heldin vorzüglich ihre Erfolge auf der Bühne zu danken hatte.

Nach dem Vorfalle im nordischen Athen hatte die berühmte Tochter der Reclame sofort begriffen, daß es jetzt weniger galt, für ihr Genie und ihre Kunst, als für ihre Schönheit, ihre Reize Reclame zu machen; und als sie dies begriff, war sie sofort entschlossen, einen Coup zu wagen, je frecher und beispielloser, um so besser.

Sie trat auf dem Stadttheater auf und der Zufall wollte, wenn es überhaupt ein Zufall war, daß die Rolle ihr ein sehr kleidsames Costüm erlaubte, das ihre Ueberfülle als reizende Ueppigkeit erscheinen ließ, das sie um zwanzig Jahre verjüngte und die häßlichen Härten ihrer Züge in pikante Originalitäten verwandelte.

Im Parquet in der ersten Reihe der Sperrsitze saß ein Lieutenant, jung, schön, elegant, gebildet, Cavalier und Schöngeist.

Von der diabolischen, häßlich schönen, majestätisch wollüstigen Erscheinung der Künstlerin frappirt, gefesselt, verfolgte er dieselbe vom ersten Auftreten bis zum letztmaligen Fallen des Vorhangs mit seinem Auge.

Fräulein Kosciuszko entging der Eindruck nicht, den sie auf den jungen Offizier machte, sie fragte schon im zweiten Acte um seinen Namen und seine Verhältnisse, und im dritten erwiderte sie seine schwärmerischen Blicke mit ihren dämonischen Blitzen; die berühmte Tragödin, das gefeierte Weib kokettirte mit einem jungen, unbedeutenden Menschen — war es nicht natürlich, daß dies genügte, denselben in Flammen zu setzen, und erst, als das Spiel ihrer Augen bemerkt wurde, als man dem Offizier halb bewundernd, halb neidisch Glück wünschte zu der ungewöhnlichen, unglaublichen Eroberung, mußte der gute Junge nicht berauscht werden, nicht toll vor Eitelkeit und Leidenschaft?

Und er wurde wirklich liebeskrank bis zum Wahnsinn und in diesem Wahnsinn schrieb er noch dieselbe Nacht ein glühendes Billet an die Tragödin, er phantasirte in demselben durcheinander von ihrem Genie, von ihrem „erhabenen Berufe", ihrer antik-plastischen, tizianisch herrlichen Gestalt, ihrem gebietenden Blick.

Die Künstlerin erhielt diese wohlgemeinte Hymne eines jugendlichen, begeisterungsfähigen Herzens, als sie eben in einer schmierigen Nachtjacke, das Haar in Papilloten aus Fetzen von Theaterzeitungen gewickelt, beim Frühstück saß, sie setzte ihre Brille auf die Kosciuszkonase, las und lächelte.

Mit kalter Selbstsucht, mit feinster Berechnung

entwarf sie ihren Plan; er war empörend, aber er bot, was sie brauchte, Reclame für ihre Reize, und sie besann sich also keinen Augenblick; ohne nur das mindeste Mitleid mit ihrem Opfer zu fühlen, ging sie rasch und mit unglaublicher Frechheit an die Ausführung des Anschlages, ja sie legte ihre Schlingen mit einer Art teuflischer Freude an der Sache, welche ihr Unterhaltung versprach, eine ähnliche Unterhaltung, wie die der Vestalinnen, wenn sie im Circus in dem Augenblicke, wo der besiegte Gladiator, in die Kniee gesunken, Gnade von ihnen erflehte, den Daumen umdrehten und das Signal gaben, ihn zu schlachten.

Sie beantwortete den Brief des begeisterten Lieutenants nicht, aber sie kokettirte an dem Abend, wo sie ihre zweite Gastrolle spielte, noch herausfordernder mit ihm.

Er schrieb einen zweiten, einen dritten Brief, den ein Bouquet begleitete, und er sprach von einer Leidenschaft, die ihm das Leben kosten werde.

Unsere Heldin antwortete nur mit wenigen Worten, sie nahm seine Huldigungen gnädig entgegen, sie erlaubte ihm, für sie zu schwärmen.

Dies war schon mehr, als der Enthusiast in Lieutenantsuniform erwartet hatte, es überstieg seine kühnsten Hoffnungen.

Er schrieb, nun kühner geworden, er wage es,

von ihrem Besitze zu träumen, er könne nicht glauben, daß sie von seiner anbetenden Liebe ungerührt bleiben könne, wenn er erst das Glück hätte, sie zu sprechen. Er bat um eine Unterredung.

Fräulein Kosciuszko überlegte lange.

Sie bewilligte endlich, aber sie verbot ihm, in ihrer Wohnung zu erscheinen, denn sie fürchtete, ihre Erscheinung außer der Bühne könnte den Schwärmer viel zu früh ernüchtern.

Sie befahl also dem jungen Offizier, sie nach der Vorstellung an dem Hinterpförtchen des Theaters zu erwarten.

Der arme Enthusiast befand sich von dem Empfange ihrer zustimmenden Zeilen bis zu dem letzten Actschluß des Stückes in einer Art Delirium, er war unfähig, die „Herrin seines Lebens" anzusehen, unfähig, Beifall zu klatschen, ja nur ein Bravo aus der Kehle zu bringen, er war mehr todt als lebendig.

Als die Tragödie — es war „Deborah" — zu Ende war, das zahlreiche Publikum das Theater verlassen hatte, die enge Gasse hinter demselben menschenleer war, erschien unser Lieutenant, in seinen Mantel gewickelt, an dem bekannten engen Pförtchen.

Vor demselben stand ein Wagen — es war der Wagen der Künstlerin.

Nach einer Weile kam die Duenna der Tragödin

und befahl dem Fiaker, davon zu fahren und auf dem nächsten Platze, auf den das Gäßchen mündete, zu halten.

Dem Lieutenant pochte das Herz.

Der Wagen fuhr im Schritt davon.

Es verging eine Stunde, endlich knarrte das Pförtchen von neuem und eine hohe majestätische Frauengestalt, dicht verschleiert, stieg die wenigen Stufen herab.

In demselben Augenblick lag der Enthusiast vor ihr auf den Knieen, und als sie ihm die Hand reichte, bedeckte er erst den Handschuh mit Küssen, dann schob er den weiten Aermel ihres Sammtmantels zurück und preßte seine heißen Lippen auf den vollen schönen Arm der Schauspielerin; sie lächelte, sie flüsterte ihm einige süße, glückverheißende Worte zu, aber sie dachte nicht daran, ihn aufzuheben.

Der Offizier sprach von seiner Liebe, seiner Anbetung, sie hörte ihn mit sichtlichem Vergnügen an und sagte endlich: „Auch Sie haben einen Eindruck auf mich gemacht, ich kann es nicht leugnen."

Nun stieg die Leidenschaft des jungen Schwärmers auf das Höchste und er hatte die Kühnheit, Fräulein Kosciuszko um ein Rendezvous zu bitten.

„Ich selbst würde wünschen, eine Stunde mit Ihnen zu plaudern", sagte die Schauspielerin, „aber wo könnte dies sein?"

„Bei mir", wagte der Lieutenant zu sagen, welcher endlich an das beschneite Pflaster anzufrieren fürchtete und sich daher erhob.

„Unmöglich!" rief die Heldin beinahe entrüstet, mit der Geste einer Monarchin.

„Wo also?"

„Ja — wo?" flüsterte sie. Sie schien nachzudenken. „Oder besser gesagt wann? Sicher sind wir nur bei mir, aber es bleibt nichts übrig, Sie müssen nachts kommen."

Der arme Schwärmer begann vor Seligkeit am ganzen Leibe zu zittern.

„Uebermorgen", fuhr unsere Heldin fort, „nachdem ich gespielt habe, aber Sie müssen jedes Aufsehen vermeiden. Trachten Sie vorher schon unbemerkt in mein Hotel zu gelangen und Schlag Mitternacht klopfen Sie leise an meine Thür. Ich werde Sie hören und Ihnen sofort öffnen."

Der Offizier stammelte Worte des Dankes, der Seligkeit; die alternde Schauspielerin lächelte, aber er sah dies seltsame, höhnische Lächeln nicht, er fühlte nur ihren vollen Arm, der sich an seine Seite legte, als sie den seinen nahm und mit ihm durch das Gäßchen schritt.

An der Ecke verabschiedete Fräulein Kosciuszko ihren Anbeter und eilte dann rasch zu ihrem Wagen;

sie wackelte dabei wie eine Ente, aber dem schöngeistigen Lieutenant schien dieser Gang des Ideal eines majestätischen Ganges.

Zwei Tage gespannter Erwartung von Seite des herzlosen Weibes, das die Schlinge gelegt hatte, wie von jener des armen Opfers, das sein — Glück nicht erwarten konnte.

Es kam der Abend, wo der kecke Streich ausgeführt werden sollte.

Unsere Heldin spielte die Königin Elisabeth im „Essex“; es schien, als wollte sie sich in die grausame Natur dieses herzlosen Weibes so recht hineinleben und dann die Rolle in ihrem Schlafgemach weiter spielen.

Sie kam eine Stunde vor Mitternacht nach Hause, soupirte mit dem besten Appetit von der Welt, das Souper eines Gourmands, trank Champagner, machte eine raffinirte, durchsichtig weiße Nachttoilette, und nachdem sie noch ihr Haar in prächtiger Auflösung arrangirt hatte, schickte sie ihre Duenna fort, schnitt die Schnur ihrer Glocke durch und erwartete, eine Cigarre rauchend, ein böses, verächtliches Lächeln um die Lippen, ihren Anbeter.

Es schlug Mitternacht.

Noch ein Augenblick, dann klopfte es leise. Die Schauspielerin verlöschte die Kerzen, nur das Nachtlicht durfte brennen, und öffnete.

Der Offizier trat über die Schwelle der berühmten Künstlerin und sank anbetend vor ihr nieder; sie zog ihn rasch empor an ihre wogende Brust und begann ihn zu küssen, wild, dämonisch, wie sie zu spielen pflegte, in dem Augenblick aber, als er sie berauscht umschlang, fühlte sich der Schwärmer von den kräftigen Armen der Schauspielerin gepackt, an die Wand gedrängt und Königin Elisabeth begann, indem sie ihrem Günstling die Kehle zuschnürte, laut um Hülfe zu rufen.

„Mein Gott! Was fällt Ihnen ein!" stammelte der Offizier.

Indeß wurde das ganze Hotel lebendig, Schritte näherten sich der Thür der Künstlerin.

„Lassen Sie mich los, Sie bringen mich um Ehre und Leben", flehte der Offizier.

Die Schauspielerin antwortete mit neuen Hülferufen.

Fremde, die in dem Gasthofe eingekehrt waren, die Kellner, die Zimmermädchen stürzten mit Lichtern herbei und wurden zu Augenzeugen der unerhörten Scene: ein junger Lieutenant gefangen genommen von einer sehr reifen Schönen, auf die er ein frevelhaftes Attentat versucht hatte.

So erzählte wenigstens Tags darauf die schöne Welt, ja die ganze Stadt.

Die Künstlerin schrieb an den commandirenden

General eine heftige Epistel, sie verlangte Genugthuung, sie verlangte für den frechen Beleidiger ihrer Tugend eine exemplarische Züchtigung, sie drohte mit der gesammten Presse Deutschlands. Die Genugthuung blieb nicht aus.

Der junge Offizier, gebrandmarkt, entehrt, lächerlich geworden — erschoß sich wenige Stunden nach der Katastrophe.

Fräulein Kosciuszko feierte den höchsten Triumph, das war noch mehr, als sie gehofft hatte, als in ihrem Plane lag.

Eine Woche später ging durch alle deutschen Blätter die Sensationsnachricht, daß ein junger, schöner, geistreicher Offizier durch die Reize der berühmten Tragödin seinen Verstand so vollkommen verloren habe, daß er, als sie seine Huldigung abgewiesen, ein gewaltthätiges Attentat versucht, und nachdem dasselbe, trotzdem ihre Duenna, von ihm bestochen, die Glockenschnur durchgeschnitten, mißlungen, sich aus Verzweiflung darüber das Leben genommen.

Die Reclame war grausam, aber wirksam.

Es gibt heute noch Leute, welche glauben, daß unsere Heldin eine der schönsten und gefährlichsten Frauen Deutschlands ist.

II.

In der Livree der Geliebten.

Heute ist sie eine vornehme Dame, die eleganteste, geistreichste Frau, eine gefeierte dramatische Künstlerin; im Jahre 1847, wo unsere Geschichte beginnt, war sie ein verlorenes schönes Kind.

So fand sie der junge talentvolle ungarische Dichter, welcher zuerst auf ihre Anlagen für die Bühne aufmerksam wurde.

Das schlanke, feurige Mädchen mit dem schlichten braunen Haare, dem großen blauen Auge fesselte den leichtfertigen Poeten, er liebte sie, und Alles, was gut und edel war in ihrer Natur, trieb im Sonnenschein dieser Dichterliebe neue Knospen, neue Blüten.

Sie wohnten in einer Dachstube der alten Königsstadt an der Donau, sie theilte seine Armuth, seine Triumphe und seine Freuden, sie wäre ein braves

Weib, sein Weib geworden, wenn die große ungarische Revolution den ehrgeizigen Mann nicht aus ihren Armen gerissen hätte.

Der Dichter wurde zum Soldaten der Freiheit, er folgte der magyarischen Tricolore, der Honvédtrommel.

Sie warf sich indeß in der Hauptstadt in den Sturm der Bewegung und man sah sie als kühne Amazone ihre Flinte auf die Kroaten abfeuern, welche die Wasserstadt gegen Görgey's stürmende Bataillone vertheidigten.

Ungarn wurde besiegt und wie ein erobertes Land von der Militärgewalt verwaltet und gerichtet.

Der junge Dichter, so hieß es allgemein, war bei Temesvar gefallen. Sein Liebchen beweinte ihn und heirathete einen Andern.

Dies ist weder neu noch außerordentlich.

Sie hieß nun Frau von — da fällt mir noch zu rechter Zeit ein, daß ich dies eigentlich nicht sagen soll, also nennen wir sie Frau von Kubinyi.

Ihre Ehe war nicht glücklich.

Da fiel ihr eines Tages ein, daß sie Talent zur Schauspielerin habe, ihr Geliebter hatte es ihr gesagt, und was er sagte, hatte sich stets bestätigt. Sie riß sich von ihrem Manne los, studirte einige Rollen, trat auf und das Publikum, die Kritik, die Bühne und die Literatur lagen ihr zu Füßen.

Sie erhielt ein glänzendes Engagement, von Rolle zu Rolle stieg ihr Ruf; noch war kein Jahr seit ihrem ersten Auftreten verflossen und sie war die Löwin der feinen Gesellschaft.

Alles huldigte ihr, die vornehmsten, die reichsten Männer bewarben sich um ihre Gunst, sie aber blieb kalt und spröde.

Da näherte sich ihr der commandirende General, eine ritterliche, bestechende Erscheinung, ein Cavalier im besten Sinne des Wortes.

Schmeichelte es ihr, den Mächtigen, vor dem Millionen zitterten, der über Tod und Leben, Ehre und Glück so Vieler zu entscheiden hatte, von ihren weichen Haarschlingen gefesselt zu sehen, oder erfaßte dies räthselhafte Herz noch einmal eine echte Liebe, wer weiß es?

Genug, sie war in kurzem seine erklärte Geliebte, und ihr fürstlicher Anbeter umgab sie mit dem Luxus einer Sultanin.

Da geschah ein Wunder, die Auferstehung eines Todten.

Frau von Kubinyi fuhr in dem wappenverzierten Wagen des Generals über den Corso, sie lag nachlässig, mißmuthig in den üppigen Kissen und ließ ihr Auge absichtslos über die Menge schweifen, welche auf den Trottoirs auf und ab wogte. Da — ihr Blick

blieb eben auf einem gemeinen österreichischen Soldaten haften — schrie sie auf.

Niemand hörte diesen Schrei, der aus der geheimnißvollen Tiefe einer Frauenseele kam, Niemand bemerkte das Erbleichen, die Aufregung des sonst marmornen Weibes, auch der Mann, dem dieser Schrei galt, nicht.

Dieser Mann war ein ungarischer Dichter, der gleich unzähligen andern Honveds jetzt im österreichischen Soldatenrock stak.

Zwei Tage nach dieser Begegnung wurde er zu seiner nicht geringen Ueberraschung als Ordonnanz zu dem commandirenden General befohlen.

Er meldete sich bei dem Adjutanten und erhielt von diesem die Weisung, sich zu Frau von Kubinyi zu begeben und die Befehle derselben zu erwarten.

Unser Dichter kannte Frau von Kubinyi nur dem Rufe nach, aber er haßte und verachtete das schöne Weib, das sich an den Feind seines Landes verkauft hatte, auf das tiefste; dem gemeinen Soldaten blieb jedoch keine Wahl, er mußte gehorchen.

In dem kleinen Palaste, den die mächtige Frau bewohnte, schien man ihn bereits erwartet zu haben, denn der Portier kannte seinen Namen, führte ihn, ohne sich auf weitere Auseinandersetzungen einzulassen, in seine Loge und hieß ihn dort die Livree

seiner neuen Gebieterin, welche für ihn bereit lag, anziehen. Er knirschte mit den Zähnen, aber er ergab sich schweigend in sein traurig lächerliches Schicksal; offenbar verband die Schauspielerin eine Absicht damit, als sie den Poeten in ihre Livree stecken ließ; er dachte nach, ob er sie vielleicht in früheren Tagen als Recensent beleidigt hatte; ehe er jedoch zu einem Resultate kam, wurde ihm befohlen, vor Frau von Kubinyi zu erscheinen.

Sie wollte sich offenbar an seiner Erniedrigung weiden.

Man führte ihn in einen kleinen Salon, dessen Einrichtung an Geschmack und Kostbarkeit Alles übertraf, was er bis jetzt gesehen, und hieß ihn warten.

Er blieb indeß nur wenige Augenblicke allein.

Die Portière theilte sich und Frau von Kubinyi trat ruhig, aber todtenbleich in einem reichen Schlafrock von türkischem Stoffe herein.

Er erkannte die Geliebte.

„Irma!“ schrie er auf.

Der Ton kam aus dem Herzen und er ergriff das Herz der blasirten Frau so mächtig, daß sie im nächsten Augenblicke an der Brust des Todtgeglaubten lag, aber auch nur einen Augenblick, dann machte er sich aus der Umarmung los.

„So müssen wir uns wiederfinden“, begann sie.

„Nicht durch meine Schuld", entgegnete er schmerzlich.

„Auch nicht durch meine", fiel sie ihm rasch in das Wort; „alle Welt hielt Dich für todt, auch ich habe Dich beweint, dies ist meine Rechtfertigung."

„Ach Sie sind zu gütig", sagte er bitter. „Wie können Sie mich nur einer Entschuldigung würdigen, ich trage Ihre Livreé, Sie haben zu befehlen, ich zu gehorchen, unser Verhältniß ist klar genug."

Frau von Kubinyi wendete sich ab, die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Ich wollte Sie nicht kränken", fuhr unser Dichter fort, „aber ich muß gestehen, daß es besser gewesen wäre, für mich und Sie, wenn wir uns nicht mehr begegnet wären. Was wollen Sie aber damit, daß Sie mich Ihre Livree tragen lassen? Ist es nicht genug, daß ich um das Glück meines Lebens betrogen bin, macht es Ihnen Vergnügen, mich noch überdies zu demüthigen?"

„Sie können glauben?" schrie die Schauspielerin auf. „O, seitdem ich Ihr trauriges Schicksal kenne, beschäftige ich mich nur damit, Sie zu befreien; bis mir dies jedoch gelingt, wollte ich Ihre Tage mindestens erträglicher machen."

„Ich verstehe", lachte der unglückliche Poet höhnisch auf. „Und so haben Sie Ihren Anbeter ersucht,

Ihren Geliebten von einst zu Ihrem Bedienten zu machen."

„Welches Wort!"

„Wissen Sie ein anderes? Sie wollen mich dafür strafen, daß ich Sie geliebt, Sie angebetet habe?" fuhr der Dichter fort. „Echt weiblich! Ich begreife übrigens, daß die Situation Ihren Nerven einen neuen Kitzel verspricht —"

Ehe er enden konnte, verließ die Schauspielerin rasch den Saal, er hörte sie noch schluchzen, aber er bereute seine Worte nicht, ja seine Verachtung, sein Haß gegen die Geliebte wurden noch gesteigert, als er die Verschwendung ihres Haushaltes, den fürstlichen Glanz, welcher sie umgab, näher kennen lernte.

Aber was half seine Empörung, er stak in der Livree der Geliebten, er mußte ihr dienen, ihr gehorchen, denn ihr stand der Korporalstock zu Gebote.

Und es schien, als sei er jetzt wirklich der Rache des beleidigten Weibes verfallen, als wolle ihn die übermüthige Maitresse ihre ganze Macht fühlen lassen, als sollte ihm die tiefste Erniedrigung nicht erspart werden.

Der General und ein paar Freundinnen der schönen Frau, gleich ihr vom Handwerk der Musen, eine Tänzerin und zwei Schauspielerinnen, kamen zum Thee und er sollte sie bedienen.

Während servirt wurde, hörte er sie im Nebenzimmer lachen, das Blut stieg ihm zu Kopfe.

Der Kammerdiener öffnete die Thüren. Frau von Kubinyi erschien am Arme des Generals, aber ihr Blick ruhte nicht triumphirend oder höhnisch, sondern schmerzlich, voll tiefen Mitleids auf ihrem neuen Bedienten, ihrem einstigen Verehrer.

Hatte er ihr dennoch Unrecht gethan?

Haß und Liebe, Verachtung und Eifersucht kämpften in seiner Brust; als er die Gläser zu füllen hatte, zitterte die Bouteille in seiner Hand.

„Ist dies der Mann?" fragte der General, ihn scharf ins Auge fassend.

Frau von Kubinyi nickte.

„Er ist offenbar nicht zum Lakaien geboren", fügte der General lächelnd hinzu.

„Und noch weniger zum Soldaten", sagte die Schauspielerin.

Diese Worte fielen dem armen Poeten schwer aufs Herz. Sie nahm offenbar für ihn Partei, sie suchte ihn aus seiner entsetzlichen Lage zu befreien.

Aber noch einmal siegte das Mißtrauen. Sie ist lebenssatt, aller Genüsse müde, sagte er sich; sie braucht Aufregung, es unterhält sie, den Mann, den sie einst geliebt hat, von dem sie sich heute noch geliebt weiß, vor sich zittern zu sehen. Und wenn sie will, kann

sie mich zittern sehen, nicht um mein Leben, aber vor der Schande, welche sie über mich verhängen kann, jede Sekunde, sobald es ihr Vergnügen macht.

Aber auf einmal traf ihn der Blick der Schauspielerin und diesmal so tief, so traurig, so flehend, daß er den seinen verwirrt zu Boden schlug.

Fortan blieb er in ihrem Hause, ohne irgend einen Dienst zu thun, ohne einen Befehl von ihr zu empfangen, ja er sah sie nicht einmal und er wagte auch nicht nach ihr zu fragen.

So vergingen zwei Monate.

Plötzlich wurde er zum General beschieden. Er wartete mit vielen Andern im Vorzimmer desselben. Der General kehrte von der Parade zurück, erblickte ihn und winkte ihm, zu folgen.

Als sie allein waren, sagte er: „Sie sind frei, es ist Ihnen gestattet worden, sich vom Militärdienste loszukaufen.“

„Mein Gott“, stammelte der Dichter, „wie soll ich —“

„Es ist bereits geschehen“, erwiderte der General, „Sie sind frei.“

„Wie ist das möglich?“ rief der Dichter. „Wie soll ich Ihnen danken, Excellenz!“

„Nicht mir“, sprach der General, „Frau von Kubinyi hat Sie losgekauft.“

Dem armen Dichter stand das Herz still, er konnte nicht sprechen, nicht einmal stammeln; er verneigte sich stumm und stürzte davon, er rannte durch die Straßen und erreichte athemlos den Palast der Frau, die er so sehr verkannt hatte, er mußte sie noch einmal sehen, ihr zu Füßen stürzen.

„Wo wollen Sie hin? fragte ihn der Portier.

„Zu Frau von Kubinyi."

„Sie ist nicht hier."

„Nicht hier?"

„Sie ist abgereist."

„Abgereist?"

„Vor zwei Stunden, nach Paris."

III.

Ein galanter Landesvater.

Der Held meiner Geschichte ist der Herzog von —

Aber ich glaube, es ist historischer, wenn ich zuerst von meiner Heldin spreche. Ich sah sie das erste Mal bei ihrem Debüt, genau vor zwanzig Jahren.

Ich selbst war damals noch sehr jung und auch sie war jung, und als das große schöne Mädchen mit den herrlichen braunen Zöpfen und den wunderbaren blauen Augen auftrat, da wurde es mir so seltsam, ich hielt den Athem an und folgte jeder ihrer Bewegungen; jeder Ton ihrer Stimme, jedes Wort, das sie sprach, schien mir Musik, und als der Vorhang fiel, ging ich nicht begeistert, nicht redselig wie sonst nach Hause, sondern stumm, unruhig, ja traurig. Ich verstand mich selbst nicht, aber später, nach Jahren, wußte

ich es und heute weiß ich es, ich war verliebt, verliebt mit aller schwärmerischen Hingebung der Jugend Sie spielte noch einmal, dann verschwand sie mir für lange Zeit.

Sie hatte ein Engagement gefunden an einer kleineren Bühne. Ich hörte Jahre nichts von ihr, aber die junge Schauspielerin blieb mein Ideal eines Weibes und wenn ich aufrichtig sein soll, sie ist es heute noch.

Eines Tages, unerwartet, las ich ihren Namen in der Zeitung. Sie hatte ein Bändchen Gedichte herausgegeben, denen man Geist und Poesie, sowie Feinheit der Form nachrühmte.

Ich erfuhr damals, daß ihr edles Wesen sich in die Welt der Bühne nicht finden konnte, sie war der Liebling des Publikums gewesen, aber ihre echt weibliche Natur drängte nach dem echt weiblichen Beruf als Gattin, Mutter, Hausfrau, sie hatte einem braven Manne ihre Hand gereicht und das Theater verlassen.

Ihr Glück währte indeß nicht lange. Schicksalsschläge, welche ihren Gatten unverschuldet trafen, zwangen sie, während der Wirren und Kämpfe des Jahres 1859 ihren früheren Beruf wieder zu ergreifen.

Sie that es nicht ohne Freude, denn sie hing und hängt heute noch mit Begeisterung an ihrer Kunst, welche sie im Sinne der früheren Schule als Epigonin einer Schröder tief und groß auffaßt, und so schwankte

die arme Frau wieder zwischen zwei Idealen, dem häuslichen Glückes und künstlerischen Ruhmes, um schließlich keins von beiden voll und unverkümmert zu besitzen.

Sie erschien damals auf den besten Theatern Deutschlands als Gast, und so las ich denn in der Stadt, in welcher ich damals wohnte, auf einmal ihren Namen auf dem Zettel.

Es wurde „Maria Stuart" gegeben. Daß ich den Abend einer der ersten im Theater war, brauche ich wohl nicht zu sagen. Das Herz klopfte mir, als der Vorhang in die Höhe ging und klopfte fort, während Amias Paulet und sein Genosse den Schreibtisch der unglücklichen Königin von Schottland erbrachen und trotz des Einspruchs der treuen Kennedy sich seines Inhalts bemächtigten; endlich betrat sie mit raschem Schritt die Bühne und wurde lebhaft empfangen.

Ja, das war sie, jeder Zug, und doch nicht sie, aus der schlanken, anmuthigen Jungfrau war ein majestätisches, üppig schönes Weib geworden, ein Weib, das alle meine Sinne gefangen nahm; sie war bedeutend gewachsen, ihre Formen hatten sich zu herrlicher Plastik entwickelt, das einst schlichte hellbraune Haar umrahmte in reichen dunklen Locken das wunderbare Antlitz, und wie sie spielte, keine Spur von Effecthascherei der modernen Bühnenvirtuosen, einer Janau-

schek und Ziegler, eines Haase, Dawison; aus jeder Miene, aus jeder Bewegung, jedem Worte sprach die edle Kunst der Devrients, der alten guten Schule Weimars, Hamburgs, Wiens. Mein Antheil an der Frau stieg von Rolle zu Rolle, ich folgte auf der Straße ihren Schritten, ich verlor sie und ihre Schicksale fortan nicht mehr aus dem Auge.

Sie war die schönste Frau der deutschen Bühne und — tugendhaft.

Und so unglaublich es klingen mag, sie wies alle Anträge, die glänzendsten, zurück, sie kämpfte mehr als einmal mit dem Leben, ohne deshalb zu sinken.

Und das Motiv dieser Tugend?

Es war ein doppeltes.

Die schöne Frau war ihrem Manne, ihren Kindern, ihrer Kunst in treuer Liebe zugethan. Was hätte sie also verführen können?

Der Luxus!

Nun, sie machte bald die Erfahrung, daß die Tugend beim Theater noch rentabler ist als das Laster.

Die Cavaliere, die Banquiers, die Prinzen, welche eine frivole Künstlerin beschenken, wie müssen sie ihre Huldigungen, ihre Aufmerksamkeiten verbergen, wie haben sie mit dem Mißtrauen, der Eifersucht, dem Neid, dem Zorne ihrer Mütter, Schwestern, Frauen

und Freundinnen zu kämpfen, aber die Frauen, welche eine tugendhafte Schauspielerin feiern, wer darf sie schelten? Offen vor aller Welt bringen sie ihre Gaben und offen dürfen sie empfangen, offen benutzt und genossen werden.

Ist dies nicht bequemer, nicht verlockender?

Unsere schöne Frau wurde, als man erst merkte, daß sie der Anbetung der Männer eine kalte Artigkeit entgegensetzte, von ihrem Geschlecht dafür vergöttert.

Wenn sie spielte, waren Logen und Parquets dicht mit Damen besetzt, welche bei ihrer Philippine Welser, Jungfrau von Orleans, ihrem Gretchen und ihrer Louise Thränen vergossen, welche Abend für Abend einen Blumenregen über sie schütteten, und wenn die Cavaliere, Banquiers und Prinzen die Nasen rümpften, so zogen die Baroninnen, Gräfinnen, Fürstinnen, Banquiersgattinnen, Prinzessinnen die schöne tugendhafte Schauspielerin in ihre Salons, fetirten sie, führten sie in ihren Equipagen spazieren, beschenkten sie mit kostbaren Kleidern und Juwelen von enormem Werth.

Bei einem Gastspiele lernte ein bekannter deutscher Dichter die schöne, tugendhafte Frau kennen und faßte eine tiefe Leidenschaft für dieselbe; wenigstens behauptete er es selbst seinen Freunden gegenüber, welche sich beeilten, seine Gefühle an die Adresse zu bringen, wo sie lächelnd ad acta gelegt wurden.

Unser Dichter war ein hübscher, geistvoller Mann, aber von jener üblen Sorte, welche Frau Venus nur mit der blauen Schürze kennen gelernt haben, welche Helden sind bei einer Kellnerin, Don Juans bei einer Köchin und vor Angst sterben, wenn sie sich einmal einer anständigen Frau gegenüber befinden und ihr von Liebe sprechen sollen.

Genau so ging es ihm bei unserer schönen Frau, er hoffte ohne Grund, verzweifelte ohne Grund und resignirte endlich ohne Grund. Er bildete sich fest ein, die schöne Frau nur deshalb nicht erobert zu haben, weil ihm kein altes Wappen und keine Million zur Verfügung standen, und dies reifte in ihm einen sonderbaren Plan.

Kennen Sie die Geschichte von dem Fischer, der seine Frau abkrebste? Nicht?

Ein Fischer hatte eine Frau, welche er sehr liebte, sie war jung und schön und half ihm beim Fischfang. Eines Tages fiel sie in das Wasser und ertrank. Der Fischer raufte sich das Haar, er schlug sich mit Fäusten, er weinte Tag und Nacht. Aber er war nicht im Stande, nur ihre Leiche zu entdecken. Nach einiger Zeit brachte er Krebse auf den Markt. Sie wurden für die Küche des Fürsten gekauft und dieser fand sie so ausgezeichnet, daß er fortan nur solche Krebse essen wollte. Der Fischer brachte neue, ließ sich aber die-

selben theurer bezahlen und immer theurer; indeß verbreitete sich der Ruf seiner Krebse in der ganzen Stadt und kein Feinschmecker wollte mehr Krebse essen, die nicht von ihm geliefert waren. So wurde der Fischer reich, und die Krebse, welche so fein und köstlich geschmeckt hatten, er hatte sie insgeheim von dem schönen Leibe seines todten Weibes abgelesen.

So die Sage.

Und wie der Fischer mit seinem todten Weibe, so dachte unser Poet mit der lebendigen schönen Frau, welche er liebte, zu verfahren.

Er gehörte zu den literarischen Freunden des Herzogs, welcher nach einigen verunglückten Versuchen, Heldenthaten zu verrichten, sich im dichten Pulverdampfe malen ließ und dann den Beschützer deutscher Kunst zu spielen begann.

Er wollte volksthümlich werden um jeden Preis, nein, wahrhaftig nein, er wollte volksthümlich werden, wie er schöne Frauen zu erobern suchte, auf möglichst billige Weise.

Es gibt in Deutschland Tausende und wieder Tausende, welche von der Volkssouveränetät, der Demokratie reden, aber Wenige, welche sich für die deutsche Einheit begeistern können, ohne dabei ihre bezüglichen Herzöglein und Fürstlein in Spiritus aufzubewahren,

so gut wie Keinen, dem der Gedanke einer deutschen Republik ohne deutschen Kaiser möglich wäre.

In Phrasen frei, im Handeln unterthänig, so waren auch allzeit die deutschen Poeten.

Die gegen Napoleon I. Blitze sandten, küßten daheim die Stiefel ihrer Landesväter, die gegen die Kleinstaaterei, gegen das Junkerthum am heftigsten eiferten, kamen auf den Wink unseres Herzogs gekrochen, priesen seine Gedichte, priesen seine Musik, widmeten ihm ihre Bücher mit ahnungsreichen patriotischen Vorreden, ließen ihre Dramen zumeist auf seinem Hoftheater aufführen und trugen dafür seinen Orden im Knopfloch.

Aber der patriotische Herzog hatte Malheur mit Frau Germania, wie mit allen Damen, um deren Gunst er sich bewarb. Er wurde schließlich von ihr ausgelacht, wie von seinen verschiedenen Pompadours.

Sein Secretär verrieth in einer dunklen Stunde der Welt das unschuldige Geheimniß der herzoglichen Mißerfolge.

Unser galanter Landesvater war sparsam bis zum Geiz, er verließ sich zu sehr auf seine persönlichen Gaben, und so kam es, daß sein Secretär ihm den Rang ablief und jene Schönen, welche der Herzog anbetete, theils vor ihm eroberte, theils mit ihm zugleich besaß, theils auch sein nannte, während sie dem Don

Juan auf dem Throne die Tugend einer Porcia entgegensetzten.

Zu einer der gewöhnlichen schlauen Speculationen des sparsamen Herzogs gehörte es, seine Göttinnen, welche er mit Vorliebe im Reiche der Künste aufsuchte, durch Engagement an seinem Hoftheater zu bezahlen.

Unsere schöne Frau hatte das Zigeunerleben der Gastspiele herzlich satt und sehnte sich nach einer festen Stellung an einem Hoftheater.

Kaum hatte sie diesen Wunsch ihrem Anbeter, dem Poeten, gegenüber ausgesprochen, als bei ihm auch schon der Entschluß reif war, die schöne Frau und talentvolle Schauspielerin abzukrebsen.

Sie nahm den Weg zu einem neuen Gastspiel durch die Residenz des galanten Geizigen.

Unser Poet verstand es so zu arrangiren, daß der Herzog sich auf dem Bahnhof befand, selbstverständlich incognito, in einen weißen Reitermantel gehüllt, denselben, in welchem er sich im Pulverdampfe hatte malen lassen. Er sah die schöne Frau, welche aus dem Waggon stieg, um eine Tasse Kaffee zu nehmen, und schon wenige Tage darnach erhielt sie ein großes Couvert mit dem Siegel der herzoglichen Intendantur.

Dieses Couvert enthielt jedoch nicht, wie es Brauch ist, die Einladung zu drei Gastrollen und einen Engagementsantrag für den Fall des Erfolges, sondern gleich

den Contract selbst, in bester Form und mit annehmbaren Bedingungen.

Die arglose Frau sah in dieser ungewöhnlichen Procedur eine Anerkennung ihres Rufes als Schauspielerin und — unterschrieb.

Zwei Wochen später traf sie in der Residenz des galanten Herzogs ein, um ihr Engagement anzutreten. Der Poet begleitete sie, er holte sich einen Orden, seine sämmtlichen dramatischen Werke wurden zur Aufführung auf dem herzoglichen Theater angenommen und ungewöhnliche Honorare dafür ausgezahlt.

Als sich die schöne Frau dem galanten Landesvater vorstellte, fand zwischen ihnen folgendes Gespräch statt.

„Ich weiß nicht, Durchlaucht, wie ich so viel Gunst und Güte verdienen soll."

„Es wird Ihnen leicht werden, schöne Frau."

Der galante Landesvater faßt die Hand der Schauspielerin, welche erröthet.

„Wenn nur das Publikum —"

Was fragt Seine Durchlaucht nach dem Publikum!

„Sie sind vermählt", sagte der Herzog.

„Ja."

„Wie beneide ich Ihren Gatten!" Der Herzog führt die Hand der Schauspielerin an seine Lippen. „Aber lehren Sie mich verstehen, wie Poesie und Kunst in

dem Alltagsleben einer bürgerlichen Ehe nicht zu Grunde gehen!"

„Ich bin sehr glücklich in meiner Ehe."

Seine Durchlaucht macht ein langes Gesicht.

„Sie sind glücklich!"

„Ich liebe meinen Mann."

Seine Durchlaucht läßt die Hand der Schauspielerin los.

„Das ist sehr schön."

„Und diese Liebe erhält die Poesie meines Herzens, welche schon längst im Kampfe der Welt, in der Prosa des Lebens untergegangen wäre."

Seine Durchlaucht macht eine Miene, wie auf jenem Bilde im Pulverdampf.

Trotzdem bleibt dies nicht der letzte Versuch, die schöne Frau zu gewinnen.

Sie tritt auf und erobert das Publikum der kleinen Residenz im Sturme. Der Herzog kommt, um ihr Glück zu wünschen. Aber er kommt nicht ohne Weiteres; er sendet den Poeten, damit die schöne Frau weiß, daß er kommt, damit er sicher ist, sie allein zu treffen; und dennoch trifft er sie nicht allein.

Die Situation ist unbeschreiblich komisch.

Der galante Landesvater, welcher spät abends, man könnte sagen nachts, von seinem literarischen Leporello begleitet, in poetischer Vermummung kommt,

um einer schönen Schauspielerin seinen Besuch zu machen, und — den Mann an ihrer Seite findet.

Der Herzog hat sich, obwohl Tapferkeit nie seine Sache war, den feindlichen Kugeln gegenüber wahrscheinlich viel wohler befunden, als an diesem Abende unter den Blicken der schönen Frau.

Als er fortging, hatte er nicht übel Lust, einen deutschen Dichter zu prügeln, aber er dachte noch zu rechter Zeit an seine höhere Mission vor Mit- und Nachwelt und bedauerte nur, daß die Honorare bereits ausgezahlt waren und das Engagement abgeschlossen.

Fortan haßte er die tugendhafte Schauspielerin ebenso, wie er sie früher in seiner Art geliebt hatte, und verfolgte sie, so gut es nur ging; natürlich niemals offen, sondern stets auf Umwegen und durch Andere.

Indeß auch hier erfuhr unsere Heldin, daß die Tugend beim Theater rentabler ist als das Laster.

Die Gunst des Landesvaters hätte ihr kaum mehr eingetragen als das Engagement, dessen sie auch ohne dieselbe sicher war; die Abneigung Seiner Durchlaucht eroberte ihr das Herz der Landesmutter und aller Damen des Hofes, sie wurde Vorleserin der Herzogin mit einem sehr hübschen Gehalt, sie unterrichtete die Prinzessin in der Declamation, sie wurde in die vornehmsten Häuser geladen, Gräfinnen und Baroninnen

verkehrten mit ihr auf gleichem Fuße, sie wurde beschenkt, mit Blumen überschüttet, und wenn sie spielte, nahm der Beifall kein Ende.

Nach mehrjährigem Kriege war der Herzog zu einem Friedensschlusse geneigt, und zwar aus ganz besonderen Gründen.

Ein neuer Stern war an dem Himmel des herzoglichen Hoftheaters aufgegangen: eine junge Schauspielerin, nicht schön, aber galant, ohne besonderes Talent, aber voll Gefälligkeit.

Sie hatte keinen Mann, und wenn sie vielleicht einen Liebhaber hatte, so gab sie ihm den Abschied, nachdem der galante Landesvater in seinem weißen Reitermantel, aber ohne Pulverdampf, bei ihr erschienen war.

Die kleine — ich glaube, sie hieß Grille — also die kleine Grille beherrschte bald das Hoftheater als unumschränkte Herrscherin, sie spielte alle guten Rollen, und wenn das Publikum nicht applaudirte, nun so applaudirte der Herzog.

Aber der galante Landesvater war damit nicht zufrieden, seine Grille sollte eine berühmte Künstlerin werden und sie sollte der Herzogin und den Damen, welche sie ihre Geringschätzung fühlen ließen, zum Trotz in der Gesellschaft, ja am Hofe erscheinen.

Eines Tages kam der Herzog wieder zu unserer

lieben schönen Frau, diesmal aber nicht im Reitermantel unter dem Schutze der Dunkelheit, sondern bei Tage, in voller Uniform mit allen seinen Orden, nach der Wachtparade — jeder Zoll General Bum-Bum.

Sein Anliegen war aber diesmal womöglich noch heiterer als damals; denn selbst eine so gute Schauspielerin wie unsere Heldin war nicht im Stande, dabei ernsthaft zu bleiben.

„Ich habe eine Bitte an Sie", sagte der Landesvater. „Sie wissen, wie sehr ich die Kunst liebe, besonders das Theater. Wir haben hier ein vielversprechendes junges Talent, Fräulein Grille, ein Wesen, von dessen seltener Reinheit Sie sich gewiß schon angezogen gefühlt haben. Nehmen Sie das Mädchen unter Ihren Schutz, ich zittere sonst für das Talent desselben wie für dessen Unschuld."

Das Wort Unschuld war es, bei dem die schöne Frau zu lachen begann.

Der Herzog saß wie auf Kohlen, er stand auf und stand wie auf Kohlen; noch immer lachte die schöne Frau, er verneigte sich stumm und ging und ging wie auf Kohlen bis in sein Palais.

Fortan erhielt unsere Heldin keine Rolle mehr und hatte täglich mit neuen Gerüchten zu kämpfen, welche ihren guten Ruf durchlöcherten, und Fräulein Grille, die Geliebte des Herzogs, erschien doch am Hofe und

die Herzogin selbst wurde ihre Protectorin. Wie aber? Wie?

Die Unschuld schrieb einen Brief an die Landesmutter, in welchem sie dieselbe um Schutz bat, um Schutz gegen den Herzog — ihren Gemahl.

Rührende Scene der Landeseltern, Schlußtableaux: Die Unschuld erscheint an der Hand der Landesmutter auf dem Hofball und unsere Heldin verläßt, nachdem sie — ein weiblicher Posa — dem Herzog, der Herzogin, dem ganzen Hofe ihre Meinung gesagt hat, von so viel Niederträchtigkeit empört die kleine Residenz.

Draußen in der Welt murmelt man aber, daß sie verdrängt worden durch eine bessere Schauspielerin — und eine jüngere Maitresse.

Was nützen ihr jetzt die Sympathien des Publikums, was nützt ihr ihre Kunst, ihre Tugend? Wer glaubt daran? — Sie hat einmal von der Herzogin einen kostbaren Kragen von Hermelin zum Geschenk erhalten. Wer hält ihn bei der Schauspielerin für echt?

IV.

Die neue Pompadour.

In den Extremen von Tugend und Laster zeigt sich am besten die nationale Physiognomie des Frauencharakters.

Die Französin ist, wenn sie tugendhaft ist, liebenswürdig, wenn sie es nicht ist, leichtsinnig; die Tugend der Deutschen ist Strenge, ihr Laster dagegen wird grausam.

Das Urbild der frivolen Französin ist die Pompadour, jenes der wollüstigen Deutschen Katharina II.

Ich sollte demnach meine Heldin nach der großen Czarin taufen, wenn ich sie aber dennoch eine neue Pompadour nenne, so treibt mich nicht die historische Marquise zu dem Vergleich, nicht jene reizende Frau, welche ihren kleinen Pantoffel mit ebenso viel Geist als Anmuth auf den Nacken des französischen Volkes setzte,

sondern die Pompadour im „Narciß", das üppige Weib, dessen Mann in Lumpen auf den Boulevards flanirt, während es selbst in den Polstern des königlichen Wagens ruht.

Jeanette Poisson, Marquise von Pompadour, war übrigens eins der verführerischsten Weiber, welche ich gesehen habe. Ihr Bild in der Galerie von Versailles als Diana, — ich glaube, es soll eine Anspielung auf ihre Keuschheit sein — beweist, daß sie selbst am besten wußte, wie wenig ihre Reize durch das Fischbeinmieder und alle die andern Folterinstrumente der Rococozeit verstümmelt worden waren; sie hatte den Muth, sich im griechischen Gewande, mit entblößter Brust, aufgelöstem Haare malen zu lassen, und sie hat gut daran gethan: heute noch fühlt der Beschauer sich von der schönen Zauberin umstrickt und meint die keusche Jägerin über den Pfeil lächeln zu sehen, den sie in sein Herz geschossen hat.

Die Pompadour war eine jener seltenen, ich möchte sagen, plastischen Frauen, welche schlank sind ohne Magerkeit und üppig ohne Ueberfülle.

Fräulein Krähe, die kleine Schauspielerin, von der ich heute spreche, mahnte dagegen zu jener Zeit, wo sie die Bühne betrat, an unreifes Obst. Sie war nicht groß, eher klein, mager, gelbgrün, mit Sommersprossen bedeckt; ihre kleinen stechenden Augen waren

roth eingefaßt, sie hatte große Füße und lange Hände mit langen, hageren Fingern und dennoch war sie reizend, ja gefährlich, gefährlich durch etwas Undefinirbares, Diabolisches, das in ihrer Erscheinung lag und vorzüglich in reichen Fluten rothen Haares um ihren Nacken spielte.

Ich weiß nicht, ob ihr Mann ihre erste Liebe war, aber ich glaube es beinahe.

Sie war eine arme, unbekannte rothe Schauspielerin und er ein junger, schöner, eleganter Offizier, als sie sich lieb gewannen.

Sie liebte ihn allen Ernstes mit der ganzen Wuth ihres rothen Temperamentes und er war, ehe er sich dessen versah, zuerst ihr Liebhaber, und bald ihr Gatte.

Sie hatten kein Vermögen, er mußte also seine Charge quittiren, um sie zum Altar führen zu können, er mußte das Tischtuch zwischen sich und seiner adeligen Familie zerschneiden, er brachte jedes Opfer freudig, mit Begeisterung.

Zu einer Zeit, wo noch Niemand von dem Talent des Fräulein Krähe nur die leiseste Ahnung hatte, war er von dem Genius seines Weibes überzeugt, er hielt ihren Muth, ihren Fleiß rege, er zerstreute ihre Sorgen.

Sie hatte ein kleines Engagement und er schrieb bei einem Advocaten und sammelte Notizen für ein Winkelblatt.

Dabei ist es ebenso schwer, zu sterben, wie zu leben. Sie wohnten in einer Dachstube, und wenn sie abends in fließender Sammtschleppe goldstrahlend auf den Bretern stand, so konnte man sie morgens in dem kleinen, schmuzigen Stübchen in ausgetretenen Schuhen, geflicktem Schlafrock, ungekämmt und ungewaschen studiren sehen.

Sie spielte damals die Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, aber ihr Mann hatte den Kobold in ihr entdeckt, und sie begann von den Lorbeeren der Goßmann zu träumen und träumte weiter von Gastspielen und Hoftheatern, Equipagen und Diamanten, während sie ihren Hunger mit Kartoffeln und ihren Durst mit Brunnenwasser stillte.

Da sah sie der geistreiche Director eines großen Residenztheaters, ein Mann, der gern experimentirte und je kühner, um so besser, ein Mann, der seine Heldin im Bordell und seinen Charakterspieler unter den Statisten suchte und fand, ein Mann, der immer Glück hatte, weil sein scharfer Blick nie täuschte.

Er sah Fräulein Krähe und engagirte sie zu einem Gastspiele.

Sie spielte in „Richelieus erstem Waffengang"; ich sehe heute noch das magere Persönchen in der rothen Affenjacke mit affenmäßiger Behendigkeit auf der Bühne auf und abschießen. Darwin hätte seine Freude an

ihr gehabt. Ich erinnere mich auch, daß sie dem Publikum nicht recht gefallen wollte, und daß insbesondere ihr an den Affenkäfig in Schönbrunn mahnendes gellendes Organ mein Ohr beleidigte.

Sie wurde nicht engagirt und doch hatte sich der geistreiche Director nicht getäuscht, sein scharfer Blick hatte nur zu weit in die Zukunft gesehen und damals schon das Genie entdeckt, das dem großen Publikum verborgen blieb, weil es ihm noch an Ausdruck, an Technik fehlte.

Aber genügt hatte das Gastspiel doch. Fräulein Krähe wurde an einem großen österreichischen Theater engagirt und die Träume begannen sich zu realisiren. Sie bezog eine hübsche Wohnung, sie kleidete sich elegant, sie speiste gut, und da auch die erotische Wuth für ihren Gatten nachgelassen hatte, so begannen sich ihre Formen zu runden.

Sie studirte unermüdlich, sie bildete ihren Körper, ihre Bewegungen, ihr Organ aus und langsam begann die Welt an sie zu glauben.

Sehr viel trug dazu ihr Mann bei. Er saß von früh bis abends im Kaffehause und versicherte Jedem, seine Frau sei ein Genie; er saß abends hoch oben auf der letzten Gallerie und applaudirte seine Frau wüthend; als ihr Benefiz kam, besang er sie in einem Gedichte und ließ sie mit Blumen bewerfen, ja er ent-

deckte endlich auch in sich ein Talent, das Talent zum Poeten, und begann damit, Recensionen für sämmtliche Theaterblätter Deutschlands zu schreiben. Er schrieb immer, schrieb immer sehr eingehend und immer nur über seine Frau, den „neuen Stern am Kunsthimmel", „das größte Genie, welches die deutsche Bühne besitzt", das „verführerische junge Mädchen mit den goldenen Locken".

Er schrieb, man las es und glaubte ihm endlich, und so wurde Fräulein Krähe binnen einem Jahre eine gefeierte Actrice und eine vielumworbene Schönheit.

Ihr Mann begann eifersüchtig zu werden, er saß nicht mehr im Kaffehause, er bewachte seinen Schatz, sein rothes Gold, wie der Drache der Nibelungen.

Die Theatergattin begann verdrießlich zu werden; sie liebte ihren Mann, aber sie fand Geschmack an dem Leben einer Lebefrau, und je mehr er sie in ihren Unterhaltungen hinderte, je unartiger er gegen ihre Anbeter war, um so raffinirter wurden ihre Toilleten, um so frivoler wurde ihre Koketterie.

Indeß hatte sie nicht allein einen Namen errungen, sondern ihrer genialen Anlage jene künstlerische Form und Rundung gegeben, welche für sie gegenüber der extravaganten Nachlässigkeit der Goßmann charakteristisch ist. Sie verließ ihr Engagement und reiste mit ihrem

Gatten durch ganz Deutschland, im Norden wie im Süden Triumphe feiernd, sie spielte naturwahr, mit Verve, ohne deshalb gleich andern gastirenden Virtuosen Alles dem Effecte zu opfern, sie wußte ihrem Realismus einen idealen Schein zu geben.

Endlich winkte ihr das lange und heiß ersehnte Engagement an einem großen Hoftheater, zwar hoch im Norden, aber in einem Lande, wo das edelste Pelzwerk billig ist, besonders für Künstlerinnen. Sie nahm an und erschien von ihrem Manne begleitet im nordischen Babel.

Zu jener Zeit war über die Frauen desselben die Emancipationsmanie gekommen, aber nicht in der frivolen Weise französischer oder italienischer Amazonen. Frauen und Mädchen schnitten ihr Haar ab und trugen es schlicht zurückgekämmt wie deutsche Schullehrer und Pastoren, sie legten den Männerüberrock und Hut an und die Brille und saßen in den Bänken der Collegien und gingen in das Kaffehaus, nicht um zu rauchen und zu kokettiren, sondern um die Zeitungen zu lesen.

Die Männer langweilten sich dabei und so eroberte die deutsche Schauspielerin mit ihrer pikanten Erscheinung, ihrem reichen rothen Haar, ihren Extravaganzen und ihren abenteuerlichen Toiletten im Sturm die galanten Cavaliere des nordischen Paris.

Man schickte ihr Diamanten, wenn sie spielte, gerieth die Jeunesse dorée in eine Art Frenesie; in ihrem kleinen Salon versammelten sich die Löwen der Gesellschaft, die Don Juans, die Onägins *), Alles lag zu ihren Füßen, alle Köpfe drehten sich nach ihrem Winde, endlich auch der höchste Kopf in dem großen Reiche, ein zugleich schöner geistreicher und gekrönter Kopf.

Der Mann ahnte Unheil, er überschüttete sein Weib mit Vorwürfen, er bat, weinte, kniete und drohte und die Theatergöttin lächelte nur zu dem Allem, zu seinen Flüchen, wie zu seinen Thränen, und je mehr er außer sich gerieth, um so mehr lächelte sie.

Die neue Pompadour liebte nur einen, immer noch den einen, ihren Mann, aber — er begann ihr lästig zu werden, ihr winkte die Erfüllung ihrer Träume, ein orientalischer Luxus, Ueppigkeit, das Vergnügen, der Genuß, ja noch mehr, die Herrschaft über einen Mann, der absoluter Herrscher eines großen Reichs war.

Und sie war ehrgeizig, sie war genußsüchtig und — sie war grausam.

Wie sie ihren Mann erst leiden, wie sie ihn in der ganzen Raserei seiner Liebe sah, da begann sie auch

*) Eugen Onägin nennt sich der Held des gleichnamigen Romans in Versen von Puschkin.

an seinen Qualen Vergnügen zu finden, sie gab sich wenig Mühe mehr, ihre galanten Abenteuer zu verbergen.

Sie verbot ihrem Manne, sie zu begleiten, wenn sie ausfuhr; sie empfing nachts die Besuche einer geheimnißvollen Persönlichkeit, ohne daß ihr Gatte es gewagt hätte, sie zu stören; sie hatte ihm mit Scheidung gedroht, und das hatte ihn zahm gemacht, er war ja zu unfähig, nur den Gedanken zu fassen, ohne sie, ohne sein Weib, seine Geliebte, zu existiren.

Da — eines Tages — es war mitten im Winter — erschien sie in einem Pelze, bei dessen Anblick ihr Mann erbleichte.

Es war ein wahrhaft kaiserlicher Sammtmantel mit dem kostbarsten Pelzwerke der Welt, mit blauem Fuchs besetzt und gefüttert.

Nur eine Dame in Europa besaß bisher einen solchen Pelz, die Monarchin des Reiches, in dessen Hauptstadt Fräulein Krähe engagirt war.

Den zweiten trug in diesem Augenblicke die deutsche Schauspielerin. Von wem hatte sie denselben erhalten?

Konnte ihr Mann einen Augenblick zweifeln?

„So weit ist es mit mir gekommen", rief er verzweifelnd aus, „mein Weib ist eine Maitresse!"

Die neue Pompadour zuckte die Achseln. „Warum

wählst Du ein so häßliches Wort", sagte sie nach einer Pause; „die Geliebte eines Monarchen, klingt das nicht besser?"

„Weib!" schrie ihr Mann empört auf.

Sie lächelte höhnisch.

„Noch bin ich Dein Weib", entgegnete sie, „aber ich will es nicht länger bleiben. Deine Eifersucht ist sehr unbequem. Anfangs amüsirte sie mich, aber jetzt —"

„Meine Qualen amüsiren Dich!" rief der Mann.

„Nein", sagte sie mit der herzlosesten Nonchalance, „jetzt langweilen sie mich."

„Langweilen?"

„Ja, langweilen."

„Es ist besser für uns beide, wenn wir auseinandergehen", sagte die neue Pompadour; „bestimme selbst die Summe, welche ich Dir aussetzen soll."

„Mir?" schrie der Mann. „Ich soll von Deinem Sündengelde, Deiner Schande leben?"

„Nun, so lebe von Deiner Feder, spanne Deinen Pegasus in den Pflug", spottete das Weib, das, jetzt vom Luxus umgeben, in dem kaiserlichen Pelze geradezu schön war.

Der Mann, den sie so grausam folterte, dessen Herzblut unter ihren höhnischen Worten verströmte, begann zu lachen — ein entsetzliches Lachen, wie wahnsinnig,

dann riß er seine Pistole von der Wand und lud sie; sie sah ihm zu mit verschränkten Armen und lächelte.

„Willst Du Dich erschießen?“ fragte sie.

Er gab keine Antwort.

„Liebst Du mich denn wirklich?“ fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Mein Gott, Du fragst, rasend liebe ich Dich“, entgegnete er; er hoffte wieder.

Sie lachte. „Nun, dann erschieße Dich, es ist das Vernünftigste, denn ich bin entschlossen, unsere Ehe zu lösen.“

„Ja, ich werde mich erschießen“, stammelte der gequälte, zum Tode verwundete Mann, „aber vorher erschieße ich Dich.“ Er stürzte auf sein Weib zu und faßte sie bei der Brust. „Willst Du mein sein“, schrie er, „oder willst Du sterben?“

Sie bebte einen Augenblick, dann begann sie zu lachen und sie lachte, bis er die Pistole wegwarf und zu ihren Füßen lag.

„So habe ich Dich wieder gebändigt“, spottete sie.

„Ach, daß ich Dich so lieben muß!“

„Ja, es ist ein Unglück für Dich“, lachte sie, „aber es ist sehr warm hier, nimm mir den Pelz ab.“

Sie befahl, und der verrathene, gefolterte, versöhnte Mann gehorchte.

„Du wolltest ausfahren?“ fragte er dann.

„Ich bleibe zu Hause", erwiderte sie, „aber ich will jetzt allein sein; später werde ich Dich rufen lassen."

Nach zwei Stunden wurde der Mann durch einen Polizeioffizier zu seiner Frau befohlen. Er kam und fand sie auf einer Causeuse sitzend, neben ihr einen Herrn in Uniform, den er nicht kannte; es war der Chef der Polizei.

„Nehmen Sie Abschied von ihrer Gemahlin", sagte dieser mit kühler Artigkeit. „Sie müssen in einer Stunde die Residenz, in vierundzwanzig Stunden das Reich verlassen. Sie sind ausgewiesen."

„Ausgewiesen! Ich?" rief der Verrathene. „Aber das ist ja nicht möglich."

„Es ist doch so."

„Aber ich bitte mir zu sagen, was ich verbrochen habe."

„Das müssen Sie wissen."

„Auf wessen Befehl handeln Sie denn?" fragte der Mann der neuen Pompadour.

„Auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät."

„Wir müssen also fort?" sagte der so furchtbar Betrogene, welcher seine Lage noch immer nicht begreifen wollte.

„Das heißt, Sie müssen fort", antwortete der

Polizeichef mit einem faunischen Lächeln; „Ihre Frau Gemahlin bleibt hier."

„Meine Frau! — Du — Du bleibst hier?"

„Ja, ich bleibe", lächelte Fräulein Krähe.

„Mein Gott, ist das möglich? Das ist ja ungerecht, das ist himmelschreiend!"

„Ich finde es sehr komisch", erwiderte die neue Pompadour und begann zu lachen.

„Elende! Du also — Du hast mich verrathen, ausgestoßen, ich erwürge Dich!" schrie der verzweifelte Mann und stürzte auf das Weib los, das er anbetete und das ihn mit Füßen trat, grausam, lachend, ohne Erbarmen.

Im nächsten Augenblicke war er von den hinter der Portière bereit stehenden Polizeisergeanten ergriffen und trotz seiner heftigen Gegenwehr überwältigt.

Man legte ihm Handschellen an.

Noch einen letzten verzweifelten Blick gönnte man ihm auf das berückende, verrätherische Weib, dann wurde er weggeführt, als ein Gefangener.

Vierundzwanzig Stunden später war er über der Grenze. Ausgewiesen wie ein Verbrecher — ausgewiesen durch seine Frau.

V.

Ein ehrliches Ideal.

Ich habe unter meinen zahlreichen Wiener Freunden einen, einen Schriftsteller, welcher mich immer durch seinen kindlichen Idealismus unterhalten hat.

Nicht durch den Idealismus an und für sich, denn auch ich bin trotz meines Pessimismus ein ganz lächerlicher Idealist, und weil ich dies sehr gut weiß, lache ich in der Regel nie über den Idealismus Anderer, aber die Art des Idealismus war denn doch zu komisch.

Ein ernster Mann mit großen Fähigkeiten, beinahe gelehrter Bildung, einem scharfen, durch und durch kritischen Geiste, ein Mann, welcher sich weder über die Gesellschaft, den Staat, die Literatur oder sonst

etwas, am wenigsten aber über die Frauen Illusionen machte, war er doch sofort der verrückteste Optimist wenn er auf die Damen der Bühne, die Theaterprinzessinnen und Theater-Gurlis kam, einer von denen welche gleich Hackländer das Ideal der Tugend nur in einer Ballettänzerin entdecken können.

Mein Freund liebte jederzeit irgend eine Schauspielerin, selbstverständlich platonisch, am liebsten ein aufstrebendes Talent, dessen literarischen Ritter er so lange spielte, bis die unschuldige Göttin auf dem Punkte angelangt war, wo man ihr noch weit reellere Dinge als Lorbeerkränze zu Füßen legte; dann zog er sich zurück und suchte ein neues Talent, das sich von ihm protegiren lassen wollte.

Jederzeit führte er in seiner Brusttasche Photographien seiner Ideale mit sich, und wenn er gut gelaunt war, zeigte er mir mit einem feinen Lächeln eine oder die andere, welche ich noch nicht gesehen hatte.

Einmal — wir saßen bei Daum — zog er ohne jede Vorrede ein Bild heraus und legte es vor mich auf den Tisch.

Es war das Bild eines schönen Weibes, aber was mir zuerst an demselben auffiel, war nicht der beinahe classische Schnitt der Züge, sondern die weißen Augen.

„Wenn sie nicht die schwarzen Locken einer leben-

digen Frau hätte, würde ich sie für eine Statue halten", sagte ich.

„Gewiß", erwiderte mein Freund, „für eine Statue der Liebesgöttin, ja für unsere liebe Frau von Milo selbst."

„Wer ist sie?"

„Eine junge Schauspielerin."

„Das versteht sich ja bei Ihnen von selbst; ich wollte fragen, wie heißt sie?"

Mein Freund nannte ihren Namen, einen Namen, der heute einer der bekanntesten der deutschen Bühne ist, an den sich für den Wiener eine Reihe von irdischen Abenteuern knüpfen, gegen die jene der Venus selbst unschuldiges Getändel sind, den ich aber damals das erste Mal hörte.

Mein Idealist schilderte sie als das größte Talent, was ich glaubte, und als einen Engel der Reinheit, was ich nicht glaubte. Aber damals bei Daum glaubte ich mindestens nicht an das Gegentheil.

Der Zufall wollte, daß ich wenige Tage darnach das Album eines andern guten Kameraden, eines galanten leichtfertigen Wiener Cavaliers, durchblätterte und auf dasselbe seltsame Frauenbild mit den todten Augen stieß. „Wie kommst Du zu dieser Venus?" fragte ich.

„Nun, eine Venus ist sie allerdings", sagte der

junge Cavalier, „aber von jener billigen Sorte, welche ihren idäischen Hain auf dem Graben —“

„Unmöglich!“

„Ich gebe Dir mein Ehrenwort!“

Dagegen war nichts einzuwenden. Also das neue Ideal meines geistreichen Freundes, das große dramatische Talent, das wunderbare Weib mit den weißen Stein-Augen — eine Straßen-Venus!

Aber in einer Beziehung behielt mein Freund Recht. In ihrer ungewöhnlichen Begabung für die Bühne hatte er sich nicht getäuscht; sie machte ihre Carrière sehr rasch. Von der Statistin einer Vorstadtbühne stieg sie binnen kaum zwei Jahren zu der ersten Heldin eines großen Hoftheaters empor.

Mein Freund verstand es, den geistvollen, urtheilssichern, durch kein Vorurtheil geblendeten Director desselben für sie zu interessiren. Sie spielte Probe und gefiel.

Der Director schickte sie nach einer kleinen Provinzbühne zum Gastspiel.

Mein Freund begleitete sie und besorgte die Reclame.

Die schöne Frau mit den todteu Augen betrat die Breter als Maria Stuart und hatte den glänzendsten Erfolg; ehe sie ihr Gastspiel beendet hatte, erhielt sie bereits ein Engagement an ein großes Stadttheater im

Norden. Sie nahm es an, trat auf und triumphirte auch dort.

Ihr Ruf, das heißt der Ruf ihrer Begabung, war binnen einem Jahre der beste und der Director jenes Hoftheaters konnte sie zu einem Gastspiele einladen.

Das Residenzpublikum empfing sie mit einigem Mißtrauen, aber sie siegte rasch über alle Vorurtheile alle Bedenken; der Beifall stieg von Act zu Act, am Schlusse der Vorstellung war über ihre ganze Zukunft entschieden.

Sie erhielt einen glänzenden Contract und wurde bald darnach Hofschauspielerin.

Ein beliebter Feuilletonist schrieb einen pikanten Roman, dessen Heldin sie war; eine der ersten Finanzgrößen lag zu ihren Füßen; sie war die populärste Persönlichkeit, die Löwin der Hauptstadt, sie bewohnte ein ganzes Stockwerk, üppiger Luxus umgab sie; sie war auf jenem Höhepunkte ihrer Laufbahn angelangt, auf welchem sich ihr literarischer Ritter, mein idealistischer Freund, still verabschiedete und ein neues Talent zu suchen begann.

Aber das schöne Weib mit den todten Augen und dem todten Herzen scheint einmal ganz gegen ihren Willen zur Zuchtruthe der Idealisten bestimmt zu sein.

Kaum hatte der eine seine Flügel entfaltet und

sie verlassen, so fiel ein anderer gleichsam aus dem Nest in ihr Netz.

Ein blutjunger Student, weder schön, noch vornehm und am wenigsten reich oder nur wohlhabend, aber dafür schwärmerisch, gefühlvoll und geistreich, sah die gefährliche Frau als Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Louise, in den feinen socialen Stücken der besten Pariser Autoren, Familie Benoiton, Vornehme Ehe, als Julie und Clärchen, als Camelliendame und Prinzesinn Montpensier, denn der Director des Hoftheaters experimentirte mit ihr und sie mit ihrem Talente.

Der arme Student begeisterte sich für die gefeierte Schauspielerin und faßte zu gleicher Zeit eine Leidenschaft für das Weib, welche an Wahnsinn, an Raserei grenzte.

Kreuzer für Kreuzer sparte er sich ab, er hungerte, er ging in geflickten Schuhen, nur um jedesmal, wenn die schöne Theaterprinzessin spielte, auf der Gallerie sitzen und sie mit den Augen verschlingen zu können. Er saß immer in der ersten Bank, denn er stand stets drei Stunden, ehe das Theater eröffnet wurde, vor demselben, er stand sich müde, nur um einer der ersten den „hohen Olymp" der Theaterenthusiasten erklettern zu können; er wurde bleich, sein Herz schlug bis zum Halse hinauf, wenn sie auftrat, er lachte, wenn sie lachte, er

weinte, wenn sie weinte, er klatschte ihr Beifall, wie es nur irgend ein Claqueur vermag, der mit der höchsten Gunst einer Frau bezahlt wird, und doch kannte sie ihn nicht, ja ahnte nicht einmal, daß er auf der Welt war.

Er fiel endlich den Habitués des Hoftheaters auf, ja jeder Besucher desselben, jeder Billeteur kannte ihn, sprach von seinem Fanatismus für die gefeierte Frau und sie selbst hörte endlich von ihm, aber sie kannte ihn noch immer nicht.

Er konnte ihr keinen kostbaren Schmuck senden, nicht einmal einen Strauß bescheidener Blumen, aber es gelang ihm endlich doch, ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

Wenn sie eine Rolle gespielt hatte, das Haus längst leer, das letzte Lämpchen in demselben verlöscht war und sie, in kostbare Hüllen vermummt, das Theater verließ und in die Equipage ihres Banquiers stieg, welche sie an dem engen schmuzigen Pförtchen erwartete, stand er da, oft bis an die Knöchel im Schnee oder im strömenden Regen.

Anfangs bemerkte sie ihn nicht, aber als ihr Stubenmädchen ihr einmal etwas zuflüsterte, wendete sie überrascht den Kopf und es traf ihn ein Blick der großen, diesmal nicht todten, sondern glühenden dunklen Augen, ein Blick, der ihn für Alles, was er bisher

gethan, entschädigte, für alle seine Leiden tröstete und ihn mit stolzen Hoffnungen erfüllte, welche immer mehr Macht über den sonst so bescheidenen jungen Idealisten gewannen.

Es bestand endlich ein förmliches stillschweigendes Einverständniß zwischen der Theaterprinzessin und ihrem stummen Anbeter. Wenn sie den Fuß auf den Wagentritt setzte, sah sie sich nach ihm um, und jedesmal stand er da, und seine Augen drohten sie zu verschlingen, sie sah es und stieg zufrieden ein, aber sie sah nicht, wie er ihrem Wagen nachlief, wie er athemlos mit demselben vor ihrem Hause ankam, und sah nicht, wie er, wenn das Thor sich hinter ihr geschlossen hatte und die Straße leer war, auf ihrer Schwelle lag.

Einmal in einer stürmischen Sommernacht, als der Wind in den Rauchfängen heulte und der Regen auf das Straßenpflaster und an die Fenster klatschte, hatte sich der arme Student wieder auf den steinernen Stufen vor der Thüre der Theaterprinzessin gebettet, da wurde dieselbe geöffnet, aber sehr vorsichtig und leise, denn es war nicht der kunstsinnige Banquier, welcher das Haus verließ, sondern ein junger vornehmer Offizier, dem die Zofe der Schauspielerin leuchtete; er küßte den hübschen kleinen Cerberus, indem er ein Goldstück in ihre Hand gleiten ließ, und trat dabei absichtslos auf den Idealisten, der auf der Schwelle lag.

Ein Aufschrei von drei Lippen.

Die Zofe verlöschte das Licht, der Offizier zog instinktmäßig den Säbel halb aus der Scheide, der Student entfloh.

Seit jener Nacht ging der arme Wahnsinnige mit einem Dolch herum, den er in seinem Gurt verbarg, der Dolch begleitete ihn ins Theater, zu dem Pförtchen, an dem der Wagen der Künstlerin wartete, zu ihrem Hause, wo er in der Nacht die traurige Wache hielt.

Er wollte zuerst den beglückten Nebenbuhler tödten, dann sich, dann die Theaterprinzessin und lag endlich wie zuvor, von der Schönheit der mächtigen Zaubrerin gebändigt, auf ihrer Schwelle oder stand auf dem Trottoir gegenüber und studirte die Schatten, welche an ihren Fenstern auf und ab schwebten.

Da geschah das Unglaublichste, was er nicht zu hoffen, kaum für wahr zu halten wagte, als es geschah!

Eines Abends, als die Theaterprinzessin eine größere Rolle gespielt hatte, ließ sie ihren Wagen auffallend lange warten, endlich erschien sie, stieg in den Wagen, schloß aber den Schlag nicht, sondern winkte dem jungen Idealisten, ihr zu folgen.

Dieser, selig bis zum Wahnsinn, wie er noch einen Augenblick vorher verzweifelt bis zur Tollheit gewesen

war, gehorchte rasch und lag, während der Wagen davonrollte, zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Sie ließ es ruhig, ja heiter geschehen, ließ sich von ihm vor ihrer Thüre aus dem Wagen heben und stieg an seinem Arm die Treppe empor.

Oben führte ihn die Zofe in einen mit exquisitem Luxus eingerichteten Salon, während die Theaterprinzessin Toilette machte.

Endlich erschien sie in ihrem berühmten Schlafrock, ließ sich nachlässig auf einer Causeuse nieder und lud ihn herzlich ein, sich zu ihr zu setzen.

„Sie interessiren sich für mich?“ begann sie.

„Sie sind mein Ideal“, rief der begeisterte Student.

Die Theaterprinzessin lächelte.

„Nun, ich will wenigstens ein ehrliches Ideal sein, ich werde Sie nicht betrügen, Sie sollen nicht sagen dürfen, daß ich Ihre jugendliche Schwärmerei mißbraucht habe. Ich will Ihnen gehören —“

„Mein Gott!“ schrie der arme Idealist auf und stürzte ihr zu Füßen.

„Halt! Halt!“ lächelte sie. „Ich habe noch nicht geendet. Ich kann nur einen Mann lieben, welcher mir jenen Luxus zu verschaffen im Stande ist, den eine Künstlerin oder, wenn Sie wollen, den ich einmal nicht entbehren kann. Sie sind arm, so viel weiß ich, ich

will Ihnen gehören, aber nur heute, dafür versprechen Sie mir, von morgen an nicht mehr für mich zu schwärmen, mich nicht mehr zu verfolgen. Wollen Sie?"

Der arme Idealist lag vor ihr auf den Knieen, sein Gesicht mit den Händen bedeckend, er kämpfte einen furchtbaren Kampf.

„Wollen Sie?" fragte die Theaterprinzessin noch einmal.

„Ja" stöhnte er.

Am Morgen wankte einer die Treppe hinab, der sein Ideal begraben hatte, er sah bleich genug aus, wie ein Todter, und doch lebt er heute noch, wenn er aber überhaupt noch ein Ideal hat, so ist es ganz gewiß keine Theaterprinzessin mehr.

VI

Der gute Kamerad.

Mein Wiener Freund, der geistreiche Kritiker, der Theateroptimist, von dem ich das letzte Mal erzählt habe, hatte ein neues Ideal gefunden.

Aus dem Norden war eine junge Schauspielerin an das Hoftheater gekommen, hatte die Herzen der Habitué's in den Logen und Sperrsitzen, wie jene der Studenten, welche das zweite Parterre und die Galerie bei classischen Stücken besuchten, im Sturme erobert und unter diesen vielen Herzen auch das meines Freundes.

Er hatte sie hierauf im Salon des Hoftheater-Directors getroffen, zwischen fünf und sieben Uhr, in jenen wohlbekannten Stunden, wo der Nimrod der Dramatiker von seinen schönen Jagdhunden umlagert im Fauteuil seine Cigarre rauchte, dessen geistvolle Gemahlin von dem Sopha aus die Harpunen pikanten

Gespräch̄s nach allen Richtungen auswarf und Alles, was Wien an Geistern und Talenten besaß oder was von bedeutenden Fremden die Stadt „an der blauen Donau“ berührte, hier zusammentraf, um zu plaudern, sich gegenseitig kennen zu lernen und anzuregen.

Der bedeutende ernste Mann imponirte der jungen Künstlerin, aber sie schmetterte ihn mit einem einzigen Blicke ihrer großen tiefblauen Augen förmlich nieder

Das schöne Weib mit den weißen Steinaugen war vergessen.

Ich kam nach Wien zurück, als mein Freund auf dem Höhepunkte der Ekstase angelangt war.

Wie gewöhnlich, that er auch diesmal zuerst gegeheimnißvoll, dann kam eine Photographie zum Vorschein und endlich gestand er mir Alles oder eigentlich er gestand mir nichts, aber er sprach von seinem neuen Ideal und ich errieth Alles, und endlich schleppte er mich in das Theater.

Es war im August und man gab das „Käthchen von Heilbronn“.

Das Schauspielhaus war in allen Räumen überfüllt und wir saßen in unsern engen Sperrsitzen wie die Jünglinge im feurigen Ofen.

Mir schien es eine Ewigkeit, bis der Vorhang aufging, und eine zweite, bis das kleine „Käthchen von Heilbronn“ hereingeführt wurde, aber diesmal war das

Käthchen durchaus nicht klein, sondern hoch, schön und schlank gewachsen, und mir passirte, was mir noch nie passirt war, ich begann zu schwärmen, für eine Dame des Theaters zu schwärmen, und ich fand diesmal den Idealismus meines Freundes vollkommen gerechtfertigt.

Die junge Schauspielerin war ein eigenartiges Talent, sie war naiv in jenem edlen, ich möchte sagen, antiken Sinne und ihre Munterkeit war die höchste Poesie. Ein zarter Duft echter Jungfräulichkeit lag auf allen ihren Gestalten, und wie sie spielte, so war sie, sie spielte eigentlich nur sich selbst.

Und schön war sie, nicht in jenem üppigen, berauschenden Sinne einer Tizanischen Liebesgöttin, schön wie Goethe's Gretchen und Immermann's blonde Lisbeth. Ihre Schönheit reizte nicht, sie wirkte besänftigend, und der holde Zauber, den sie übte, fesselte, ohne Schmerz oder Unruhe zu erregen.

Es ist mir unvergeßlich, wie ich, spät abends mit meinem Freunde von einem Ausfluge zurückkehrend, sie plötzlich an dem offenen Fenster ihres Landsitzes in Dornbach erblickte.

Die Straße, in der wir gingen, war vollkommen dunkel und sie saß bei einer Lampe und studirte eine Rolle und ihr feines durchgeistigtes Profil zeichnete sich scharf in dem hellerleuchteten Fenster.

Mein Freund trat heran und nannte ihren Namen.

Die dunklen Locken wehten, sie sprang auf und beugte sich zu ihm herab. Sie sprachen, während ich in der dunklen Straße stand.

Sie konnte mich nicht sehen, ich aber blickte lange in ihr wunderbares Antlitz mit den tiefblauen, von dunklen Wimpern beschatteten Augen, ich hörte nicht die Worte, die sie sprachen, nur ihre Stimme, diese helle, schalkhafte Stimme voll Melodie.

Nicht lange darnach machte ich ihr meinen Besuch.

Mein Freund hatte mich angekündigt. Sie empfing mich herzlich, ohne Scheu, aber auch ohne jede Berechnung oder Koketterie, und doch machte sie mir sofort den ganz bestimmten Eindruck eines verständigen, ja klugen Mädchens.

„Wissen Sie, daß ich Sie bereits kenne?“ begann sie.

„Wie?“

„Aus Ihrer Novelle.“

„Aus meiner galizischen Geschichte?“

„Nein, aus Ihrer neuen Novelle „Der Emissär.“

„Mein Freund hat sie Ihnen vorgelesen?“

„O! wo denken Sie hin! Dazu ist er viel zu be-

quem. Er gab sie mir im Manuscript und ich mußte sie noch dazu über Nacht lesen."

Ein junges schönes Mädchen, eine Schauspielerin, welche sich die Zeit nahm, die Novelle eines jungen, kaum gekannten Dichters zu lesen und noch dazu ein Manuscript von mir, an dem so viele Setzer verzweifelt, das imponirte mir. Das kleine Käthchen ist offenbar großer Aufopferung fähig, dachte ich mir, und der kleine Zug zeigte sich in der Folge wirklich bezeichnend für ihr ganzes Wesen; er enthielt ihren Charakter.

Ich gestehe ohne weiteres, daß dieser erste Besuch bei der schönen Hofschauspielerin auch mein letzter war.

Ich fühlte, daß man nicht lange ungestraft in diese großen tiefblauen Augen blicken durfte, und da ich kein Don Juan war, wich ich denselben fortan aus.

Und doch war mein Freund eigentlich nicht verliebt in das Käthchen und sie noch weniger in ihn.

Es bestand unter ihnen eine Art guter Kameradschaft.

Er war so ziemlich den ganzen Tag bei dem schönen Mädchen, ohne je seinem platonischen Standpunkt nur für eine Minute untreu zu werden; aber entsetzlich empfindlich, wenn Andere zu ihr kamen und ihr den Hof machten.

Empfindlich war mein Freund überhaupt bis zur Manie. Sein schöner Kamerad behauptet, er sei fähig,

plötzlich auf die Uhr zu sehen und zu sagen: „Heute vor zwei Monaten, fünf Tagen und einer halben Stunde haben Sie mich so angesehen, daß ich dachte, Sie hätten etwas gegen mich."

Wenn Käthchen studirte, lag er in ihrem Salon auf dem Kanapee in Hemdärmeln und philolophirte oder blies sich selbst phantastische Seifenblasen auf, wie Narciß in dem Boudoir der Quinault.

Einmal läutet es. Mein Freund öffnet.

Vor der Thür steht der galante Attaché der britischen Gesandtschaft, sprachlos bei dem Anblick des Mannes in Hemdärmeln.

„Das Fräulein studirt eben eine Rolle", sagt mein Freund mit seinem mehr als englischen Phlegma und schließt die Thür wieder.

Der Diplomat beklagt sich bei der jungen Schauspielerin. Es gibt eine Scene.

Mein Freund wird heftig, sie noch heftiger, sie übersetzt sich in das Englische; aus dem sanften deutschen Käthchen wird Shakespeare's widerspenstige Katharina.

„Sie compromittiren mich!" ruft sie. „Wir sind geschiedene Leute."

Mein Freund drückt den Hut bis an die Augenbrauen und geht — auf Nimmerwiedersehen.

Am nächsten Tage kommt er jedoch wieder.

Käthchen bleibt widerspenstig, er wird nicht vorgelassen.

Nun sitzt der ernste Mann, der große Kritiker im Vorzimmer der jungen Schauspielerin und parlamentirt mit ihr durch die Zofe.

„Das Fräulein studirt eine Rolle", erklärt sie.

„Ich bitte, sagen Sie dem Fräulein, ich habe nur wenige Worte mit ihr zu sprechen", erwidert mein Freund. „Sie wird doch ein paar Minuten für mich haben?"

Die Zofe geht hinein und kehrt rasch zurück.

„Das Fräulein hat, wie ich Ihnen bereits mittheilte, Herr Doctor, keine Zeit."

„Für mich keine Zeit?"

„Wir machen keine Ausnahmen."

„Seit wann denn?"

„Seit gestern."

„Aber eine Minute!"

„Nicht eine Minute. Empfehle mich Ihnen."

Das Mädchen, dem die ganze Geschichte ungeheuren Spaß machte, geht hierauf hinein, um ihrer schönen Herrin des ellenlange Gesicht ihres „guten Kameraden" zu schildern. Wie sie nach einer halben Stunde zurückkehrt, sitzt er aber noch da und liest in einem Journale vom vorigen Jahre.

„Sie sind noch da?"

„Ja. Ist das Fräulein noch immer übler Laune?“

„Im Gegentheil, das Fräulein war noch nie so gut gelaunt.“

Ein langgedehntes „So!“ dann eine Pause. Nach der Pause: „Sagen Sie dem Fräulein, daß ich ihr eine Erklärung schuldig bin über mein gestriges Benehmen, verstehen Sie, und daß ich sie bitten lasse, mich zu diesem Zwecke anzuhören.“

Die Zofe bringt bald den Bescheid, man wünsche keine Erklärungen. Uebrigens habe sie keine Zeit, müsse ihr Fräulein ankleiden und empfehle sich dem Herrn Doctor.

„Empfehle mich gleichfalls.“

Nach einer Stunde, nachdem die Toilette der Widerspenstigen beendet ist, findet die Zofe meinen Freund noch immer im Vorzimmer, diesmal mit den Stiefeletten ihrer Gebieterin beschäftigt.

„Was machen Sie denn hier?“

„Ich bewundere die kleinen Füße des Fräuleins.“

„Ich dachte, Sie wären fortgegangen.“

„Nein, ich bin nicht fortgegangen. Aber, liebes Kind, ist denn das Fräulein noch immer nicht zu sprechen? Sagen Sie ihr doch, ich lasse sie bitten, ihre Rolle später zu studiren und mich jetzt nur für eine Viertelstunde zu empfangen.“

Die Zofe geht hinein.

„Das Fräulein läßt Ihnen sagen, Sie seien ein rücksichtsloser Mensch!“ lautet diesmal die Antwort.

„Ich?“

„Ja, Sie, Herr Doctor, und sie wünsche, daß Sie ihr Haus nicht mehr betreten.“

„Aber das ist doch stark!“

„Ich empfehle mich, Herr Doctor“, ruft die Zofe spöttisch lächelnd.

„Das ist zu viel!“

„Das sage ich auch“, erwiderte die Zofe, „ich würde an ihrer Stelle gehen und nie mehr kommen.“

Mein Freund setzt den Hut auf und geht zur Thür.

„So gefallen Sie mir. Ergebene Dienerin, Herr Doctor“, spricht die Zofe mit tiefem Knix.

„Bilden Sie sich doch nicht ein, daß ich gehe“, sagt hierauf mein Freund, der die Klinke bereits in der Hand gehabt hat, „jetzt bleibe ich erst recht, um das Fräulein zu ärgern. Der englische Attaché soll mich nur da sehen, alle sollen mich sehen, das Gallenfieber sollen sie kriegen.“

„Aber ist das nun nicht rücksichtslos, Herr Doctor?“

„Rücksichtslos?“ schreit mein Freund. „Sagen Sie Ihrem Fränlein, sie sei rücksichtslos, und mehr als

das, undankbar, ja undankbar. Was habe ich nicht Alles für sie gethan! Erinnern Sie sie doch, gehen Sie!"

Diesmal bringt der hübsche Parlamentär bessere Botschaft. „Dem Fräulein thut es allerdings leid, Ihre Gesellschaft entbehren zu müssen, aber sie ist durch Ihr eigenes Benehmen gezwungen, Ihnen so zu begegnen."

„Sagen Sie, ich sähe ein, daß ich taktlos gewesen."

„Rücksichtslos", corrigirt der Parlamentär.

„Meinetwegen rücksichtslos", sagt mein Freund, aber sie hat es wett gemacht, sie hat sich recht unschön gegen mich benommen, und ich habe das wahrlich nicht verdient, wie sie mich behandelt, mich, der es so gut, so herzlich mit ihr meint, ihren besten Freund."

Endlich ist Käthchen erweicht, der Doctor darf eintreten, sie schütteln sich die Hände, sie umarmen sich, Käthchen lacht und mein Freund hat Thränen in den Augen.

Trotz ähnlicher kleiner Differenzen verstanden sich die Beiden doch vortrefflich und mein Freund kann heute noch, wenn er sich an jene Tage erinnert, mit Uhland's treuherzigen Versen sagen:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst Du nicht."

Die gute Kammeradschaft hatte auch ernste Proben zu bestehen und sie bestand sie mit allen Ehren. Ein gefährliche Katastrophe brach herein.

Mein Freund gehört nämlich zu jenen geistigen Sybariten, welche keinen praktischen Beruf ergreifen, weil sie ein Talent zu Höherem in sich entdeckt haben, von diesem Talente aber nie Gebrauch machen, welche immer neue Pläne, neue unsterbliche Werke im Kopfe tragen, aber nie über die ersten Strophen eines Gedichtes, nie über das Eingangskapitel einer Novelle hinauskommen.

Er lag den Tag über bei seiner Freundin oder zu Hause auf dem Sopha und las, philosophirte, phantasirte, abends ging er in das Theater oder sprach im Kaffeehaus geistreiche Essays und alle halbe Jahre schrieb er ein Feuilleton für die „Presse", das durch den Geist und die Kenntnisse, die es verrieth, nicht weniger als durch seinen beinahe classischen Stil Aufsehen erregte.

Er klagte immer über die Unproductivität seiner Zeit, haßte aber Jeden, der irgend etwas hervorbrachte, schimpfte über alle neuen Schriftsteller und stellte dagegen regelmäßig irgend eine längst vergessene spanische oder italienische Scharteke als unerreichtes Muster hin. Durch und durch erbittert, that er nichts, verdiente nichts, machte riesige Schulden, und als ihm

Niemand mehr etwas lieh, lebte er lange Zeit von dem Credit, den er noch bei Buchhändlern hatte, das heißt, er kaufte Bücher, oder besser gesagt, er nahm Bücher auf Rechnung, und wenn er Geld brauchte, verkaufte er sie an Antiquare.

Aber auch seine Stunde schlug.

Eines Tages wurde er gepfändet und eines andern Tages geschah das Unerhörte, er kam nicht zu seinem guten Kameraden.

Er blieb noch zwei weitere Tage aus.

Die junge Schauspielerin schmollte anfangs, dann schickte sie ihre Zofe zu ihm. Diese fand seine Wohnung verschlossen.

Bei einer Probe erhielt Käthchen endlich Aufklärung.

„Wo mag denn B. stecken?“ sagte sie zu einer Collegin, für die mein Freund unmittelbar vor ihr geschwärmt hatte. „Ich habe ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen.“

„Wissen Sie denn nicht, er ist eingesperrt.“

„Wie?“

„Er sitzt im Schuldgefängniß“, lachte die Collegin.

Käthchen aber, das tapfere Mädchen, das vor einem Manuscripte von mir nicht den Muth sinken

ließ, lachte nicht, sondern dachte sofort daran, zu helfen.

Sie selbst lebte seit einigen Jahren ziemlich lustig, und weil sie selbst genug Schulden hatte, so fehlte es ihr nicht an Mitgefühl für den guten Kameraden im Thurm draußen.

Sie nahm gleich nach der Probe einen Wagen und fuhr zu der Mutter meines Freundes.

„Ich bedaure nicht helfen zu können", sagte die alte Dame unter Thränen, „aber es handelt sich um Tausende und ich habe meinem Sohn nach und nach Alles gegeben, was ich besaß, und komme jetzt selbst, trotz meines bescheidenen Hauswesens, nicht selten in peinliche Verlegenheit. Ich kann nichts thun, vielleicht meine Tochter, wenn es Ihnen gelingt, sie umzustimmen, denn sie ist gegen B. sehr erbittert."

Käthchen fuhr hierauf zu der Schwester meines Freundes, einer ebenso verständigen als charakterfesten Frau, welche an einen Beamten verheirathet war. Sie wurde freundlich empfangen, aber alle ihre Ueberredungskunst verpuffte wirkungslos.

„Mein Bruder hat Geist, hat Talent, große Kenntnisse. Er hätte sich längst eine glänzende Existenz gründen können, er thut aber absolut nichts, hat nie etwas gethan, seit Jahren zuerst von seinem Vermögen,

dann von jenem unserer guten schwachen Mutter gezehrt und, als nichts mehr da war, Schulden gemacht. Ich thue nichts für ihn; er ist jetzt fünfundvierzig Jahre alt, er kann selbst für sich sorgen, er soll arbeiten."

So sprach die verständige Schwester.

Käthchen bat, rang die Hände, weinte — Alles vergebens, sie mußte unverrichteter Sache in den Wagen steigen, Sie fuhr nun zu allen ihren Freunden, sie bot den Rest von Credit auf, den sie selbst noch hatte, und endlich gelang es.

Binnen vierundzwanzig Stunden hatte sie das Geld erhalten.

Sie eilte nun zu ihm, ihm seine Befreiung anzukündigen.

Man führte sie in das Sprechzimmer. Als mein Freund erschien, eilte sie auf ihn zu und ergriff ihn bei den Händen.

„Aber, lieber Doctor, was machen Sie für Geschichten! Konnten Sie mir nicht früher sagen, daß Sie Schulden haben?"

„Was gehen Sie meine Schulden an?" brummte mein Freund.

„Ueberhaupt, es muß Alles anders werden", fuhr Käthchen fort.

„Was soll anders werden?"

„Sie müssen etwas thun."

„Thue ich denn nichts?" brach mein Freund los. „Fangen Sie auch an?"

„Sie müssen arbeiten."

„Arbeite ich denn nichts?"

„Etwas Ordentliches, etwas, was Geld trägt."

„Ah! was verstehen denn Sie?" schrie mein Freund.

„Das verstehe ich doch, daß man von der Luft nicht leben kann", erwiderte Käthchen.

„Sie sind ein Esel!" rief mein Freund und lief davon.

Das schöne Käthchen blieb einen Augenblick starr stehen, dann brach es in ein helles Gelächter aus und stieg noch immer lachend in den Wagen. Den nächsten Tag kam sie aber doch selbst ihn auszulösen und führte ihn im Triumph heim, ein guter Kamerad wie kein zweiter, ein wenig leichtsinnig, ein wenig toll, aber mit dem besten Herzen von der Welt.

Und mein Freund vergaß ihr den Dienst nicht.

Als sie selbst einmal so weit war, daß unterschiedliche Sollicitatoren nach ihr fahndeten, da verkaufte er, was er noch besaß, da eilte er zur Intendanz und ruhte nicht, bis die Schulden der flotten Schauspielerin bezahlt waren.

Jetzt lebt er, wie Raimund's Menschenfeind, fern von der Residenz, in einem Gebirgsdorfe, er kennt keinen

seiner frühern Freunde, nicht einmal seinen Onkel, wenn er ihn zufällig begegnet, aber es gibt doch Jemand, der in seiner kleinen Stube, zwischen den spanischen Scharteken, stets willkommen ist, und dieser Jemand ist das schöne Käthchen, sein „guter Kamerad“.

VII.

Ein harmloser Blaubart.

Es gibt ein Hoftheater, an welchem nicht weniger als drei Damen den Namen desselben Schauspielers tragen und es sich manchmal sehr ergötzlich macht, wenn es z. B. auf dem Zettel heißt: „Dunois, Herr Strahl; Königin Isabeau, Frau Strahl Adlerberg; Agnes Sorel, Frau Strahl-Benjowsky; Jeanne d'Arc, Frau Strahl-Edelweiß."

Der Fremde weiß im ersten Augenblicke nicht, soll er in Herrn Strahl einen christlich-germanischen Türken beneiden, oder soll er den Mann, über dessen Kopfe ein Pantoffel-Dreigestirn schwebt, bedauern, er wird neugierig, er fragt und man erzählt ihm eine Geschichte, „unterhaltend und belehrend".

Herr Strahl kam vor etwa zwanzig Jahren als

erster Liebhaber an das Hoftheater, jung, begabt, schön und galant. Er eroberte die Herzen aller jungen Mädchen, er war das Ideal der blasirten Damen in den Logen, besonders wenn er in weißen Tricots erschien.

Jeden Abend wurden ihm Billetdoux, Bouquets und auch reellere Zeichen der Sympathie von vornehmen Frauen in die Garderobe geschickt, wappengeschmückte Wagen holten ihn zu Soiréen, vertraute, wohl verschleierte Kammerfrauen zu pikanten tête-à-tête ab. Ja, er hatte die reizendsten Abenteuer mit maskirten Schönen in dem Stile wie Simplicius in dem Paris des dreißigjährigen Kriegs.

Jeder, der hinter die Coulissen geblickt hat, weiß, daß die Prinzessinnen, die Kobolde und Unschulden des Theaters, die Ideale der Männerwelt vor der Rampe, für den Schauspieler in der Regel nicht den geringsten Reiz haben, daß er ihnen gleichgültig, ja spöttisch begegnet.

Auch Strahl, der glückliche Liebling aller aristokratischen Messalinen, behandelte seine Colleginnen stark von oben herab und würdigte sie höchstens hie und da eines Witzes, der nach der Walpurgisnacht schmeckte, wobei ein faunisches Lächeln seine Lippen umspielte, das zu sagen schien: Mein Freund, das ist die Art, mit Hexen umzugehen!

Auch die Schauspielerin meidet gern die Berührung mit den Helden der Bühne und gibt sich alle Mühe, sie auf der Straße nicht zu sehen und auf der Probe oder am Abende bei der Vorstellung ihre Stichelreden und Zweideutigkeiten nicht zu hören.

Bei einer Dame des Hoftheaters steigerte sich jedoch diese Kälte gegen ihre Collegen bis zur Verachtung, ohne daß einer derselben es bisher gewagt hätte, ihr anders als mit ausgesuchter Höflichkeit, ja einer gewissen Demuth zu begegnen.

Es war die sentimentale Liebhaberin, Fräulein Edelweiß, das unschuldsvolle Gretchen, die blasse Louise, die erklärte Maitresse des jungen, schönen unvermählten Königs.

Da kam Strahl, feierte Sieg auf Sieg über die großen Damen der Residenz, und im Gefühle seiner Unentbehrlichkeit ließ er seinen Uebermuth an Fräulein Edelweiß aus.

Während Jeder ausnahmsweise vor ihr den Hut zog, berührte Strahl kaum die Krempe, nannte sie trotz ihres Verbots „Du", ja wagte es sogar sie auf die Wange zu klopfen. Bald war offener Krieg zwischen Beiden, nur mit dem Unterschiede, daß Fräulein Edelweiß denselben mit sittlicher Entrüstung, Achselzucken, verächtlichem Lächeln, vernichtenden Blicken und feindseligen Worten, Strahl dagegen mit seiner unverschämten

guten Laune führte und daher stets das Feld behauptete.

Vergebens bot Fräulein Edelweiß allen ihren Einfluß auf, den frechen Spötter zu verderben, sie sollte erfahren, daß die Gunst der Frauen wenigstens eben so viel werth ist als die Gunst eines Königs.

Da geschah eines Tages das Unglaubliche Fräulein Edelweiß lächelte Vormittags bei einer Probe ihrem Feinde zu, und als er sie in gewohnter Weise begrüßte, zeigte sie sich über seine Familiarität durchaus nicht böse, sondern schlug ihn scherzend mit dem Fächer auf die Wange und plauderte auf das Liebenswürdigste mit ihm. Nachmittags begegnete sie Strahl, grüßte ihn zuerst, sodaß er einigermaßen in Verlegenheit kam, nahm seinen Arm und ließ sich von ihm auf die Promenade führen; Abends bei der Vorstellung sah sie ihn mit einem ihrer schmachtenden Blicke an, dem gegenüber selbst ein College, ja selbst ein Mann wie Strahl nicht unempfindlich bleiben konnte.

„Sie kokettirt mit mir", dachte der Unwiderstehliche; „auch nicht übel. Nun, ich will ihr das Vergnügen machen, und eigentlich ist die Person hübsch, ja reizend, und dazu der Spaß, einen König zu betrügen!"

An dem ersten Abende, den Beide frei hatten, lud Fräulein Edelweiß Strahl zu sich zum Thee ein.

Der galante Feind erschien auf die Minute. Die schöne Schauspielerin hatte es offenbar der Mühe werth gefunden, für ihn apart Toilette zu machen; das schmeichelte ihm und er hatte Geschmack genug, um Fräulein Edelweiß in dem duftigen weißen Kleide mit langen griechischen Aermeln, welche ihre herrlichen Arme sehen ließen, und dem in langen Locken auf ihren Nacken herabfließenden schwarzen Haare bezaubernd zu finden

Dieselbe Poesie der Erscheinung, welche den schwärmerischen, gefühlvollen König so unwiderstehlich gefessel hatte, machte auch auf den weltgewandten Komödianten Eindruck.

Er begann der Collegin den Hof zu machen und endete damit, sich sans façon neben ihr auf das Sopha zu setzen und den Arm um sie zu schlingen; sie lächelte zu Allem, was ihr ausnehmend gut stand, da sie prachtvolle Zähne hatte, und als Strahl sie an seine Brust zog und den ersten Kuß auf ihre Lippen drückte, beeilte sie sich, ihm den zweiten zu geben. Aber bis hierher und nicht weiter.

„Sie halten mich also zum Narren!“ rief Strahl entrüstet. „Sie machen mich erst verliebt, um mir dann mit um so mehr Eclat einen Korb zu geben!“

„Was fällt Ihnen ein!“ erwiderte Fräulein Edelweiß. „Ich liebe Sie, wie ich noch keinen Mann geliebt, und zum Beweis will ich Ihnen meine Hand reichen.“

Ellenlanges Gesicht des Herrn Strahl. — Nicht lange nach dem Thee bei der jetzt so liebenswürdigen Collegin kommt der König auf die Bühne und fragt nach Strahl, welcher eben in der Scene mit der Eboli Don Carlos mit vielem Feuer gespielt hat. Strahl fliegt herbei, der König macht ihm Elogen über sein Spiel, die Collegen fieberten vor Wuth, aber es kommt noch besser, der König tritt mit Strahl in die Couliſſe, er setzt das Gespräch mit ihm unter vier Augen fort — welch unerhörte Auszeichnung!

„Fräulein Edelweiß ist eine Eboli, wie ich mir keine herrlichere denken kann", sagte der König. „Sie Beide nebeneinander zu sehen, ist ein Vergnügen, das seinesgleichen sucht, Sie sind ein Paar, das die Natur für einander geschaffen hat. Ich finde es unbegreiflich, wenn Sie sich nicht lieben würden, ja ich würde es gern sehen, wenn Fräulein Edelweiß Ihre Frau würde."

Strahl begann zu verstehen.

„Was ist denn los", sagte er nach dem Theater in der Weinstube zu einem befreundeten Hoffecretär. „Hat der König die Edelweiß satt bekommen?"

„Was fällt Ihnen ein", entgegnete der Eingeweihte „aber der König soll heirathen, und da, nun, Sie verstehen mich —"

Jetzt verstand Strahl in der That vollkommen,

er verstand die Liebenswürdigkeit seiner Feindin und die Herablassung des Königs.

Als der Letztere nach einiger Zeit wieder auf der Bühne erschien, fand er den Helden der Boudoirs entschlossen, Fräulein Edelweiß mit seiner Hand zu beglücken.

Alles Uebrige setzte Strahl mit gewohnter Eleganz in Scene, die Liebeserklärung, die Werbung, die Hochzeit. Man sprach einen vollen Monat nur von dem schönen Paare.

Der König hatte als Hochzeitsgeschenk den Neuvermählten zwei Decrete geschickt; das erste ernannte Beide zu Hofschauspielern und verlieh ihnen damit eine bleibende glänzende Stellung an der königlichen Bühne, das zweite brachte Herrn Strahl eine bedeutende Zulage aus der königlichen Privatkasse.

Nicht lange nachdem die Glücklichen ihre neue Wohnung bezogen hatten, deren luxuriöse Einrichtung gleichfalls der huldvolle König übernommen hatte, erschien eines Abends ein Mann im weißen Reitermantel und wurde von der vertrauten Kammerfrau in den kleinen Salon der Frau Strahl-Edelweiß geführt.

Strahl that sein Möglichstes, nichts von dem Allem zu bemerken, und nahm dann seinen Hut, um, „La Donna è mobile“ trällernd, der Prinzessin Luxheim einen Besuch zu machen.

Die Eheleute verstanden sich vortrefflich; die schöne schwarzlockige Frau erdrückte ihren Gatten mit Zärtlichkeiten und Aufmerksamkeiten, Herr Strahl dagegen bewegte sich in ihrem Schlafgemach wie auf dem Parquet eines fürstlichen Salons.

So verflossen Jahre in idyllischem Glück. Plötzlich wurden die Besuche des Mannes im weißen Reitermantel seltener und endlich blieb er ganz aus.

Es läßt sich nicht behaupten, daß Strahl sehr erfreut darüber war.

Um dieselbe Zeit war ein neuer Stern an dem Hoftheater aufgetaucht, eine talentvolle Heldin, Fräulein Adlerberg.

Der König war Mann geworden, sein Geschmack hatte sich entwickelt, Sentimentalität, poetische Schwärmerei genügten ihm nicht mehr, sein plastischer Sinn verlangte ein königliches Weib, vollendete Formen und so trat an die Stelle Gretchens und Louisens die stolze Donna Diana.

Indeß auch dieser Neigung des Königs war keine ewige Dauer beschieden und eines Abends erschien er wieder huldvoll und herablassend hinter den Coulissen, und wieder starben die Collegen vor Neid, als er Strahl unter den Arm nahm und mit ihm im Fond der Bühne verschwand.

Nach dem Theater ging Strahl wie gewöhnlich in

seine Weinstube, trank jedoch eine zweite Flasche und trat dann ziemlich aufgeregt in das Boudoir seiner Frau.

„Nun weiß ich Alles, Alles“, begann er und stieß dann ein teuflisches Gelächter aus.

„Was weißt Du?“ erwiderte seine Frau, welche bereits zu Bette war.

„Ich weiß“, fuhr Strahl fort, indem er zugleich augenrollend herantrat, „daß ich betrogen, daß ich namenlos elend bin, daß ich das Spielzeug eines elenden verrätherischen Weibes war, ich weiß, daß Du mit dem Könige —“

Jetzt begann Frau Strahl-Edelweiß zu lachen, aber herzlich und ausgelassen.

„Lache nicht“, schrie der Theater-Othello, „ich bin sonst im Stande und erwürge Dich.“

„Ich glaube, Du bist betrunken“, sagte Frau Strahl-Edelweiß mit eisiger Ruhe.

„Auch das noch!“ rief Strahl — er war in diesem Augenblicke wirklich erhaben.

„Wir sind geschieden, verstehst Du, geschieden.“ Noch ein dämonisches Lächeln, dann wankte er hinaus.

Vierzehn Tage später stand Donna Diana als Frau Strahl-Adlerberg auf dem Zettel.

Herr Strahl hatte von dem Könige eine neue Zulage und Frau Strahl-Adlerberg von der Königin

die Ausstattung einer Prinzessin erhalten, Diamanten und Brüsseler Spitzen.

Die neue Favorite war eine kleine graziöse Polin mit rothem Haare und diabolischen grünen Augen, Fräulein Benjowski, eine eben engagirte muntere Liebhaberin.

Der König alterte, er begann weniger nach Schönheit als nach Jugend, Ausgelassenheit, nach dem Pikanten zu verlangen, und dies Alles bot ihm der kleine sarmatische Teufel.

Fräulein Benjowski rauchte, ritt, schoß, jagte, sie hatte stets ein halbes Dutzend Anbeter auf einmal, betrog und mißhandelte Alle und wurde infolge dessen von Allen angebetet.

Dies Alles reizte die erschlafften Nerven des Königs, es gab ihm sein Jugendfeuer wieder; er liebte die Polin leidenschaftlich und kostete noch einmal all die süßen Qualen der Eifersucht durch.

Es schlug aber auch für Fräulein Benjowski die Stunde, wo der König fand, daß sie eine „passende Partie" für seinen „lieben" Strahl sei.

Diesmal ging er aber nicht auf die Bühne, sondern ließ den gleichfalls alt gewordenen Helden zu sich rufen.

Sie waren bald einig; eine neue Ausstattung, eine neue Zulage und das Uebrige besorgte Strahl Diesmal war er vollkommen nüchtern und sentimental.

„Liebe Patschi", begann er.

Die Adlerberg hatte sich nämlich den stolzen Namen der schönen ägyptischen Königin beigelegt und Strahl machte in seiner gemüthlichen Weise aus Kleopatra. Patschi.

„Du weißt, wie ich Dich geliebt habe, ja, ich liebe Dich noch, aber eben deshalb bin ich der unglücklichste Mensch —" Thränen — „Liebe Patschi —" Schluchzen — „Ich liebe die Benjowski."

„Meinetwegen", sagt Frau Strahl-Adlerberg, „ich habe nichts dawider."

„Hast Du auch nichts dawider, daß ich sie heirathe, liebe Patschi?" platzt der gerührte Gemahl heraus.

Frau Strahl-Adlerberg zuckt die Achseln und lächelt mitleidig.

„O! mache mich nicht unglücklich", ruft Strah und sinkt vor seiner Frau in die Kniee.

Frau Strahl-Adlerberg hat ihn nicht unglücklich gemacht und ein Collier von Rubinen hat sie für ihre Gefälligkeit belohnt.

In die von ihr verlassenen Räume zog Frau Strahl-Benjowski.

Strahl's Haus ist durch sie zur Hölle geworden und er blickt lange schon sehnsüchtig nach einer neuen Frau aus, aber der König scheint keine Lust mehr zu haben, für ihn den Brautwerber zu machen.

VIII.

O welche Lust, geprügelt zu werden!

Sie war das beste Gretchen in Goethe's „Faust", das ich in Deutschland, ja überhaupt gesehen habe, denn ihr zunächst steht in dieser Rolle die italienische Schauspielerin Sadowski. Schon ihre Erscheinung berief sie zur Darstellung dieses unsterblichen Typus echter Weiblichkeit, die mittelgroße Gestalt, jungfräulich schlank und knospend, das edle feine Gesicht, das große blaue Auge, dessen Blick so schwärmerisch und oft wieder so schalkhaft sein konnte, das reiche blonde Haar und vor allem das Organ, diese Stimme, in der eine keusche Mädchenseele rein und melodisch wiederzuklingen schien. Es ist mir unvergeßlich, wie sie das Gretchen spielte, nein, war, von dem Kirchgang an

„Bin weder Fräulein, weder schön"

bis zu dem

„Heinrich, mir graut vor Dir!"

wie sie aus den oft skizzenhaft gezeichneten, abgerissenen Scenen des großen Dichters ein volles, farbensattes Bild schuf, wie sie den in flüchtigen Umrissen gezeichneten Charakter durch ihr Spiel ausstattete und von Phase zu Phase entwickelte mit einer künstlerischen Schönheit, einer psychologischen Wahrheit, welche zu gleicher Zeit entzückte und auf das Tiefste erschütterte.

Sie spielte auch damals in ihrer Glanzepoche das Klärchen im „Egmont", das Käthchen von Heilbronn, die Jungfrau von Orleans, alle sehr gut und schön, später auch die Maria Stuart, Donna Diana, Shakspeare's Widerspenstige, Erziehungsresultate, ja Alles, Alles und Alles mit schauspielerischem Genie und einer gewissen Originalität, welche jedes noch so berühmte Vorbild verschmähte; aber für mich blieb sie immer nur das Gretchen im „Faust" und in dieser Rolle wird sie in der Geschichte der Schauspielkunst als ein Urbild genannt werden, wie Lewinski als Franz Moor.

Was mir in jener Zeit, als sie ihren Triumphzug durch Deutschland hielt, ganz besonders interessant an ihr erschien, war, daß sie im Leben so durchaus nicht Komödiantin war, auch keine galante Lebefrau, sondern eine echt weibliche, zarte, ja sanfte Erscheinung. Sie hatte weder Abenteuer, noch Anbeter oder verdächtige

Freunde. Der ganze Troß von Löwen der Gesellschaft, Habitués, Theaterenthusiasten, jungen Dichtern, Recensenten, welcher eine Schauspielerin, mag sie gefeiert als Künstlerin oder blos schön sein, jederzeit umringt, war ihr von Herzen zuwider. Aber so sittsam sie auftrat, so zurückgezogen sie lebte, trug sie doch tief im Herzen die Sehnsucht nach Liebe und das Ideal eines Mannes, ein Ideal, ihrer echt weiblichen Natur entsprechend, das Prototyp der Kraft, Energie und Kühnheit.

Und in diesem Zuge ihres Wesens lag der Keim zu der Tragödie ihres Lebens.

Wie es Männer gibt, denen die Mißhandlungen eines geliebten Weibes Wollust erregen, welche nur jene Frau anbeten können, die sie zu ihrem Sklaven macht, ihre Zärtlichkeiten mit Fußtritten und Peitschenhieben erwidert, so verfallen dagegen gerade zarte, feingebildete, empfindsame Frauen leicht in den verhängnißvollen Irrthum, männliche Kraft und Rohheit zu verwechseln, und Männer, welche von den schlimmsten Leidenschaften beherrscht werden, deren Wesen den Stempel der Gemeinheit, ja Bestialität trägt, gewinnen nicht selten eine geradezu dämonische Macht über dieselben.

Es ist bekannt, wie Katharina II., welche selbst an ihren Günstlingen ihre neronischen Launen befrie-

digte, umgekehrt unter dem Einflusse Potemkin's stand, vor ihm zitterte, ihn liebte, weil er sie — prügelte.

Und in neuerer Zeit hat eine geistvolle kunstsinnige Prinzessin ihren Stallmeister geheirathet.

Das „arme Gretchen" fand ihr Ideal in einem bekannten Sänger verkörpert, mit dem sie ein Gastspiel an einem norddeutschen Hoftheater zufällig zusammenführte. Die erste Begegnung war für Beide entscheidend.

Ihn zog ihre zarte Mädchenhaftigkeit an, während sie eine geradezu verzehrende Leidenschaft für ihn faßte.

Es schien ein magnetischer Zauber, den der große schöne Mann mit der hochgewölbten Brust, der eisernen Muskulatur, dem reichen schwarzen Haar und Barte auf sie übte.

Man warnte sie vergebens vor ihm.

Er war vom Barbiergesellen Sänger geworden, es fehlte ihm an jeder geistigen Bildung, an jedem feinern socialen Schliff.

Von Zeit zu Zeit durchbrach sogar bei ihm eine gewisse Wildheit alle Schranken der Convenienz, der guten Sitte und schlug jedem edlern, menschlichern Gefühle in das Antlitz.

Ein Liebling des Königs, war er durch denselben verwöhnt worden und ließ von Zeit zu Zeit auch seinen gekrönten Protector seinen rohen Uebermuth fühlen.

So sollte Wagner's „Rienzi“ aufgeführt werden, in welchem der Held, den unser Sänger gab, bekanntlich einmal zu Pferde zu erscheinen hat.

Zu diesem Zwecke hatte der König eines der besten Thiere seines Marstalles bestimmt, sein Günstling hatte sich mit demselben zufrieden erklärt, es in der Hofreitschule und bei den Proben auf der Bühne geritten. Zwei Stunden vor der Vorstellung erschien der übermüthige Sänger jedoch mit einem tüchtigen Champagnerrausch in der Garderobe und verlangte den Schimmel, auf welchem der König stets spazieren zu reiten und bei militärischen Paraden zu erscheinen pflegte. Als man darüber in Verlegenheit gerieth, sandte er direkt in das königliche Schloß. Der Hofmarschall eilte herbei und suchte den Unverschämten zu überzeugen, daß die Erfüllung seines Verlangens eine Unmöglichkeit sei. Der Sänger wurde jedoch grob und erklärte endlich rund heraus, er singe nicht, wenn man seinem Wunsche nicht Folge leiste. Ohne Schimmel kein Rienzi!

Es blieb endlich nichts übrig, als dem Könige den Vorfall zu melden, und der König war schwach genug, nachzugeben.

So sang denn sein Günstling an diesem denkwürdigen Abende den Rienzi trotz des Champagners, den er im Kopfe hatte, wundervoll und erschien in der

bekannten effectvollen Massenscene auf dem Schimmel, welcher dem Publikum, dem Volke wie der Armee als das Leibpferd des Königs bekannt war.

Es entstand in diesem Momente allgemeine Unruhe im Hause, man hörte sogar hier und dort zischen, das Aergerniß war allgemein. Der ehemalige Barbiergeselle aber bewirthete nach der Vorstellung seine Freunde und lachte aus vollem Halse über den geluugenen Streich.

So war der Faust, der unser Gretchen bethörte.

Der Roman dieses Pärchens endete zwar nicht mit Kindesmord und Blutgericht, sondern mit einer Heirath in bester Form, aber deshalb doch lange nicht glücklich.

Nach kurzen Flitterwochen kehrte Rienzi den Tyrannen hervor, jedoch nur, um von seinem zartfühlenden Weibe um so mehr angebetet zu werden.

Alle die schlimmen Leidenschaften, welche die Liebe für kurze Zeit in ihm bezwungen hatte, regten sich mit erneuter Wildheit, er saß ganze Nachmittage, ganze Nächte im Kaffeehause und spielte Hazard oder betrank sich, während seine Frau daheim weinte.

Trat er aber ein, so war aller Kummer, alle Bitterkeit verschwunden, so hing sie an seinem Halse, seinen Lippen und war selig.

Sang er, so stand sie an der Couliffe, verlor ihn

nicht aus dem Auge und hielt ihm das Tuch, mit dem er sich in den Zwischenpausen den Schweiß trocknete, und irgend eine Erfrischung bereit. Spielte sie, so ließ er sich keinen Augenblick in seinen Gewohnheiten stören.

Endlich begann sie klarer zu sehen, sie versuchte auf ihn einzuwirken, ihn zu veredeln. Vergebens. Zuerst beantwortete er ihre liebevollen Vorstellungen mit einem pöbelhaften Gelächter und den gemeinsten Kneipenwitzen, nach einiger Zeit begann er sie zu — prügeln.

Und so unglaublich es klingen mag, von da an entfaltete sich die Leidenschaft der zartorganisirten Frau zu dem rohen Manne erst in ihrer vollen Größe.

Mit den Mißhandlungen, welche sie täglich zu erdulden hatte, war indeß das Maß ihres Unglücks noch nicht voll.

Eine seltsame Laune des Zufalls führte, mehrere Jahre nach seiner Vermählung mit dem bedauernswerthen Gretchen, den rohen, leidenschaftlichen Mann mit dem gefährlichsten und herzlosesten der Weiber im falschen Hermelin, unserer „neuen Pompadour" zusammen.

Aus dem kleinen, magern, grünen Richelieu in der rothen Affenjacke war eine üppige Rubens'sche Schönheit geworden, welche Pferde und Männer mit gleicher Vorliebe dressirte.

Unsern brutalen Helden zu zähmen war eine Aufgabe, welche die blasirte Schöne reizte.

Durch sie sollte das arme Gretchen den letzten vernichtenden Schlag empfangen, aber auch gerächt werden.

Ihr Gatte wurde auf der Bühne von der Naivetät und sprudelnden Munterkeit der neuen Pompadour, wie außer derselben von ihrem vornehm-liederlichen Amazonenthum gefesselt, bezaubert und endlich von der raffinirtesten der Koketten durch die gewöhnlichsten, kindischsten ihrer Mittel — unterjocht.

Derselbe fatalistische Zug, der seine Frau zu ihm hingezogen hatte, trieb ihn jetzt beinahe willenlos in das Netz des selbstsüchtigen Weibes, das die Welt als die Domäne ihres Genusses, die Menschen als Knechte ihrer Launen zu betrachten gewohnt war.

Der rohe Mann wurde bald im vollsten Sinne des Wortes ihr Sklave, und als sie — der Abwechselung wegen — ihn zu prügeln begann, und zwar zu prügeln in des Wortes weitester Bedeutung, da wurde er förmlich rasend und geberdete sich wie ein verliebtes Rhinoceros.

Als sie seiner ganz sicher war, reiste Madame Pompadour plötzlich ab, ohne Abschied.

Da brach der Liebeswahnsinn bei ihm aus, er entfloh förmlich aus seinem Engagement, er ließ seine

Frau im Stiche und folgte der Geliebten. Seine Frau trat jetzt auf das tiefste empört gegen ihn auf und ließ sich von ihm gerichtlich scheiden.

Auch dies war nicht im Stande, ihn zu ernüchtern.

Im Gegentheile, er faßte den verrückten Plan, Schauspieler zu werden, um mit der Geliebten spielen zu können, ja der ehemalige Barbiergeselle entzückte sich zum Dichter und schrieb ein Stück, in welchem er zugleich als Sänger glänzen sollte, und beabsichtigte, mit ihr in demselben zu gastiren.

Aber er interessirte die neue Pompadour so lange nur, bis sie ihn vollständig dressirt hatte, bis er ihr auf Wort und Blick parirte.

Nun wurde er ihr sehr bald langweilig.

Ein paar Monate vertrieb sie sich noch damit die Zeit, ihn unerhört zu maltraitiren, ihn alle Foltergrade der Eifersucht verkosten zu lassen, dann kam ein junger, schöner russischer Fürst von unermeßlichem Reichthum und der geliebte Sänger wurde davongejagt, schmählich, wie es in der „Ahnfrau" heißt:

„Mit den Hunden vor die Thüre!"

Man fürchtete für den Verstand des Verrathenen, er geberdete sich einige Zeit wie wahnsinnig, dann begann er wieder zu trinken, zu spielen, mit Dirnen herumzuziehen und versank immer tiefer in den Sumpf,

aus dem ihn das arme Gretchen zu retten versucht hatte. Noch einmal versuchte er sich seiner Frau zu nähern, aber er hatte keine Macht mehr über sie.

Auch sie wies ihn fort.

„Heinrich, mir graut vor Dir!“

IX.

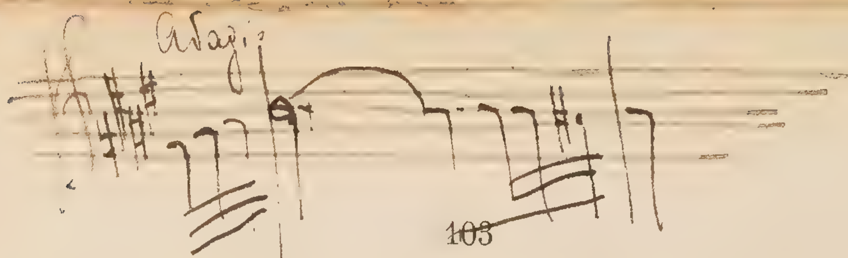
Der Dämon der Jungfräulichkeit.

Die Liebe, das Verhältniß der Geschlechter, bleibt das unsterbliche Problem der Poesie, das ewige Räthsel, dessen Lösung immer wieder versucht wird.

Die größten Dichter haben sich von Zeit zu Zeit die Aufgabe gestellt, sich von diesem scheinbar gemeinen Element frei zu machen, aber es ist ihnen regelmäßig mißlungen, ohne dasselbe Dichtungen von wirklich allgemeiner Wirkung zu schaffen.

Lessing hat sogar ein Drama ohne Frauenrollen geschrieben. Wer kennt es heute noch? Es ist ein Curiosum, das nie populär wurde, nie populär werden konnte.

Nicht ein „Julius Cäsar", nicht ein „Coriolan" und „Heinrich IV.", so großartig sie auch sind, haben Shakspeare's Weltruhm begründet, sondern „Othello", „Ro-



meo und Julie", „Der Kaufmann von Venedig", „Viola". „die Widerspenstige", „Hamlet".

Nicht die ersten Acte des „Faust" mit ihrem beispiellosen Reichthum an Ideen und Humor sind in das Volk gedrungen, sondern die Tragödie des „armen unwissenden" Gretchens, und den „Werther" haben sogar die Chinesen übersetzt und illustrirt.

Das tiefsinnigste System der Philosophie und zugleich das einzige, das vollkommen auf den Resultaten historischer und naturwissenschaftlicher Forschung beruht, ich meine jenes Arthur Schopenhauer's, hat auch das Geschlechtsleben zuerst in seiner vollen Bedeutung erfaßt und als die Achse bezeichnet, um die sich alles Dasein und insbesondere alles Menschliche dreht.

Kein deutscher Dichter hat das Elementarische, Dämonische des Geschlechtslebens, den von Haus aus feindlichen Gegensatz von Mann und Weib zugleich so tief, interessant und absonderlich erfaßt, wie Friedrich Hebbel.

Das Weib erschien ihm als ein Heiligthum, ein Mysterium, eine Art verschleiertes Bild zu Sais, das Jeden, der es frevelhaft zu entschleiern wagt, todt zu seinen Füßen niederstreckt.

Die Formel, in welcher sich ihm der Contact der Geschlechter, an die Nachtseiten der Natur streifend, darstellte, ist seltsam genug; dem sinnlichen Manne

steht das Weib kalt und abstoßend gegenüber, bis ihn seine Leidenschaft zu einem Attentat auf ihre Keuschheit hinreißt; dann rächt sie sich gleich dem zornigen Gotte der Juden an dem Beleidiger ihrer Majestät.

Dieses Verhältniß kehrt in allen seinen Dichtungen mehr oder minder prononcirt wieder, es verkörpert sich insbesondere deutlich in Judith und Holofernes, Genovefa und Golo, Herodes und Marianne und im „Ring des Gyges", ja in dem letztern, wo die strenge Richterin, nachdem sie das Opfer ihrer verletzten Weiblichkeit zu ihren Füßen hat verröcheln sehen, sich selbst den Tod gibt, beinahe am auffallendsten.

Hebbel's Frauen lieben nie, sie lassen sich blos anbeten und fassen schon jeden noch so schmeichelhaften Liebesexceß des Mannes als eine Art Gotteslästerung auf; sie erinnern nur zu oft an die indischen Göttinnen, welche theilnahmlos über die Leiber der Verzückten dahinfahren, die sich unter die Räder ihrer Wagen werfen und von denselben zermalmen lassen.

Dieser Zug in der weiblichen Natur ist jungfräulich und germanisch, indem ihn Hebbel aber regelmäßig auf das Weib anwendet, wird er — slavisch.

Schon in der altgermanischen Sage und Dichtung tritt die Jungfräulichkeit stets mit einer gewissen Wildheit gepaart auf und hat ihre typische Repräsentantin in Brunhilde gefunden.

Beim Weibe wird diese keusche Wildheit aber zur kalten Grausamkeit.

Die Jungfrau von Island mit dem eisengepanzerten Herzen, welche ihre Freier tödtet und ihren Gatten in der Hochzeitsnacht gebunden aus dem Bette wirft, bleibt immer noch menschlich, aber die Dame der Provence, die ihren Troubadour in ein Wolfsfell nähen läßt und mit ihren Hunden auf ihn Jagd macht, wird unmenschlich und erregt unsern Abscheu.

Ein Vorläufer Hebbel's in diesem Sinne war Heinrich von Kleist, welcher in seiner echt deutschen Penthesilea eine Art antiker Brunhilde geschaffen hat.

Seine Heldin will nur jenem Manne gehören, den sie vorher im Kampfe zu ihrem Gefangenen gemacht hat und der als Sklave zu ihren Füßen liegt.

Hebbel's Frauen gehen weiter, sie machen dem Manne seine sinnliche Leidenschaft absolut zum Verbrechen, für das er büßen muß und zwar in der Regel mit dem Leben, denn nichts scheint ihnen furchtbar genug, um diesen Frevel zu strafen.

Es ist das Frauenideal des jungen Deutschlands, Jungfrau und Weib zugleich, das hier spukt, interessant, aber ein Unding, die Sphinx der Frauennatur, welche zugleich lockt und bedroht, der Dämon der Jungfräulichkeit.

Als Hebbel in den vierziger Jahren nach Wien

kam, war seine spätere Frau als Fräulein Enghaus bereits Mitglied des Burgtheaters. Er sah sie im „Ring der Nibelungen“ spielen und sie fesselte ihn gleich an dem ersten Abende so vollständig als Schauspielerin und Weib, daß sein Leben und Schaffen, sein Genius und seine Poesie fortan unter ihrem Einflusse standen.

Die persönliche Bekanntschaft führte zu einem regen innigen Verkehre; in der Brust des großen Dichters wuchs rasch eine titanische Leidenschaft empor und ihre Gewalt riß die junge Schauspielerin mit.

Die Liebe führte hier ausnahmsweise zu einer Ehe, der scheinbar so natürlichen und doch seltsamen, bedenklichen Ehe eines Dichters mit einer Schauspielerin.

Das Experiment gelang indeß. Denn wenn je ein tiefer fatalistischer Zug zwei Menschen zusammengeführt hat, so war es hier.

Es ist nicht möglich, ein Weib zu denken, das mehr als die Enghaus geschaffen gewesen wäre, Hebbel's Ideal auf der Bühne wie im Leben zu verkörpern.

Schon ihre äußere Erscheinung bot jenen Zwiespalt äußerer Kälte und verhaltener Glut, der Hebbel's Frauengestalten so pikant macht.

Diese stolze Gestalt mit den schönen plastischen Formen und den göttlich ruhigen Bewegungen, dem berühmten Arme, welcher Malern zum Modell diente,

dem strengen Kopfe einer Römerin, dem dunklen Haar und Auge, Flammen erweckend, selbst eisig, ja sogar das spröde Organ, das an die stark gespannten Seiten eines neuen Instrumentes erinnerte, waren prädestinirt, diese sinnlich reizenden, grausam kalten Frauen in der Scheinwelt des Dramas lebendig vor das Auge zu zaubern.

Als Geliebte war das schöne Marmorweib indeß nicht grausam gegen den genialen Mann und als Gattin stand sie ihm lange Jahre treu, liebevoll, verständnißinnig zur Seite.

Es war ein schönes Verhältniß, selten auf Erden, einzig in der Region der Theaterlampen.

Die stolze Schöne war eine jener Frauen welche Heine so pikant mit gefrorenem Champagner vergleicht. Unter der eisigen Decke lauert der heißeste Extract, welcher den glücklichen Zecher unwiderstehlich berauscht.

Und nicht einmal das war im Stande, ihr Glück zu stören, daß sie ihm keine Kinder gab.

Der Mann mit dem großen Herzen schloß dafür ihre Tochter wie sein eigen Fleisch und Blut innig an sich und es war rührend, wie er sie in seinem Geiste aufzog, wie zart und gütig er mit ihr umging; und als sie zur schönen stolzen Jungfrau heranwuchs, da war sie sein bester Freund, da sah man sie als unzertrennliche Kameraden auf den Spaziergängen in

den Gärten Wiens und sah sie zusammen die schönen Umgebungen der Kaiserstadt an der blauen Donau durchstreifen.

Es läßt sich nicht behaupten, daß Hebbel seine „Judith“ für seine Frau geschrieben habe, denn ein wirklicher Dichter schreibt keine Rollen an den Leib, er schreibt überhaupt keine Rollen, sondern schafft Gestalten, welche sich jedoch dauernder auf der Bühne einbürgern als alle sogenannten brillanten Rollen.

Dennoch schien die Judith für die Enghaus geschaffen nnd die Enghaus für sie. Der Holofernes war gewiß eine der besten Rollen Ludwig Löwe's, sein ganzer Feuergeist flammte in ihr auf und riß die Hörer unwiderstehlich fort, aber die Judith der Enghaus war mehr als eine glänzende Rolle, sie spielte sie nicht, sie lebte sie, sie war sie selbst, so vollkommen deckten sich hier einmal die Individualität der Frau und der Künstlerin, das Bild der Dichtung und jenes der Darstellung.

Jedem, der sie gesehen, bleibt vor allem die Scene im Zelt des Holofernes unvergeßlich, wie sie herausstürzte, von ihrem offenen Haare wie von schwarzen Schlangen umringelt — „die Lichter sind unverschämt!“

Und dann der Augenblick, da sie mit jener Schlächtergrazie, die Heine an Horace Vernet's Judith rühmt, die Aermel aufschürzend ihren herrlichen Arm

entblößte, um den Titanen der an ihr gefrevelt, den Kopf herunterzuhauen, ihr Auge von Mordlust funkelte und der Dämon der Jungfräulichkeit in ihr jene satanische Lache aufschlug, bei der es den gemüthlichen Wienern so behaglich „gruselte".

So hatte sie auch das Zeug dazu, jene klugen Weiber darzustellen, welche die Männer durch ihre Sinnlichkeit beherrschen; sie war eine Adelheid im „Götz" wie keine vor und keine nach ihr. Auf einem schönen Gemälde aus jener Zeit, das die Scene am Schachbret darstellt, erkennt man in der gefährlichen Schönen mit dem italienischen Profil, welche sich, dem Zuschauer den Rücken kehrend, zurücklehnt und den großen ruhigen Blick auf den Bischof heftet, unschwer die Enghaus.

Schach und Matt!

Er sucht noch einen Ausweg aus ihrem Netze, aber er wird ihn nicht finden.

Wenn der zweite Theil des „Faust" sich auf der deutschen Bühne eingebürgert hätte, sie wäre eine wunderbare Helena gewesen, das classische Phantom hätte durch sie Mark und Blut bekommen.

Wie innig Hebbel's Verhältniß zu seiner Frau noch in späteren Jahren war, beweist die Aufführung seiner „Nibelungen" im Burgtheater.

Sie mußte die Brunhilde spielen. Man hielt sie nicht mehr für jung genug, um diese dämonisch reizende

Walküre entsprechend vorzuführen, aber der Dichter und der Mann sah mit ganz andern Augen, ihm konnte sich sein Ideal nur in ihr verkörpern.

Es berührt sonderbar, daß Hebbel nicht die Brunhilde zur eigentlichen Heldin seiner Tragödie gemacht hat, in der Art wie Geibel, dessen schwaches, mehr lyrisches Talent für diese Aufgabe nicht ausgereicht hat.

Brunhilde war ihm stets besonders interessant und man könnte auch kaum eine Frauengestalt entdecken, an der sich sein geschlechtliches Problem besser entwickeln ließe wie an dieser.

Sehr bezeichnend ist es, daß Hebbel am Ende seiner Laufbahn, den „Demetrius“ schrieb, daß er zuletzt doch dahin kam, wohin sein ganzes Wesen, sein Pessimismus und vor allem seine Auffassung des Geschlechtslebens ursprünglich gravitirte, zu der „großen slavischen Welt des Ostens“.

Hier nimmt das Weib jene präpotente Stellung ein, hier ist das Verhältniß desselben zum Manne ein solches, wie es Hebbel unaufhörlich beschäftigt.

Das Weib, das gleich Maryna den Mann zum Sklaven ihrer Laune, zum Werkzeug ihrer Pläne macht, das ihn nach Umständen mit Füßen tritt, mit der Peitsche mißhandelt, ist hier keine Abnormität, sondern ein Typus.

Wenn ein deutscher Dichter fähig war, so ein

Weib, das seine eigene Apotheose vollzieht, darzustellen, so war es Hebbel, und eben deshalb war es ein geistreicher Irrthum von ihm, seine Stoffe in Palästina, Deutschland oder gar in Italien zu suchen, an einer Judith, einer Genovefa seine fremdartigen Experimente zu machen, sein dunkles Gebiet war die russische Steppe, in der sich noch die Nebel zu Dämonen ballen, seine Heldin Katharina II., das schöne Weib mit dem steinernen Herzen, das seinen Gatten erwürgen läßt, weil er es wagt, eine Andere zu lieben, und Mirowitsch auf das Schaffot schickt, weil es ihr eine grausame Wollust bereitet, auf ihren Wink das Blut des Mannes verspritzen zu sehen, dessen einziges Verbrechen darin bestand, sie zu sehr anzubeten.

Und war er berufen, sie in der Dichtung zu verkörpern, so wäre seine Frau auf der Bühne eine Katharina II. gewesen, einzig in ihrer Art.

Indeß gelöst hätte Hebbel sein Problem doch niemals, weil es überhaupt nie gelöst werden kann; seine Schleier lüften, hieße die Geheimnisse des Daseins enthüllen; vielleicht ist der Dämon der Jungfräulichkeit, der sich wie in Hebbel's Judith in jedem Weibe gegen den aufbäumt, der es zur Mutter machen will, nur die tiefe Angst der Creatur vor dem Dasein, jene Angst, die immer größer wird und endlich Alles überwindet, sogar den Tod.

X.

Verkauft.

Ich lebte damals in einer durch ihre schöne Lage bekannten Stadt des deutschen Südens, ohne jeden Verkehr mit dem Theater und seinen problematischen Halbgöttern.

Da kam ein junger Tenorist, gegenwärtig die Zierde eines großen Hoftheaters, aus Prag mit dem Empfehlungsbriefe eines alten guten Freundes und führte sich selbst durch ein einnehmendes Aeußeres, feine Manieren, eine bei Sängern nicht häufige Geistesbildung auf das beste bei mir ein.

Ich faßte bald Sympathie zu dem durch und durch anständigen jungen Manne und lernte in ihm eine jener echten, gemüthvollen und leicht begeisterten Künstlernaturen kennen, wie sie in unsern Tagen

immer seltener werden, und als er mir überdies Proben von Charakter, männlicher Gesinnung und seltener Ehrenhaftigkeit gab, wurden wir endlich Freunde im vollen Sinne des Wortes, und ich nahm an seinem Streben wie an seinen Schicksalen lebhaften Antheil.

Er vertraute mir seine Pläne für die Zukunft, jeden seiner Gedanken, ja seine geheimsten Empfindungen.

Eines Abends, wir gingen in den schönen Kastanienalleen, welche die Stadt umgaben, im silbernen Lichte des Mondes auf und ab, vertraute er mir ein zartes Geheimniß.

Er liebte, aber wie er sagte, ohne Hoffnung, ohne Glück. Er liebte eine Dame, welche mit ihm zugleich engagirt war, eine Sängerin mit prachtvoller Stimme, ein junges schönes Mädchen voll Geist und Verve.

„Und weshalb hoffnungslos?" fragte ich.

„Das ist ebenso einfach als traurig", erwiderte mein Freund. „Ich weiß, daß ich dem Mädchen nicht gleichgültig bin und daß ich es erobern könnte —"

„Also?"

„Mir fehlt es an Vertrauen", fuhr er fort. „Das Mädchen hat ein Paar Eltern an der Seite, das mit der schönen talentvollen Tochter ein „Geschäft" machen will, um jeden Preis, im Guten oder Schlechten. Ich traue dem Mädchen nicht die Kraft zu, sich diesem

verderblichen Einflusse zu entziehen, und wenn es den Muth hätte, demselben Trotz zu bieten, einem armen Sänger die Hand zu reichen als sein ehrliches Weib, so fürchte ich, daß in ihrer eigenen Natur dämonische Elemente schlummern, Keime zu allem Bösen. Ich wage es um meinetwillen nicht, das Mädchen zu meiner Frau zu machen, und um sie zu verführen — denn sie ist jetzt noch rein und unverdorben, darauf schwöre ich — dazu ist sie mir zu gut. Und endlich will ich nicht die Schuld ihrer Zukunft auf mich nehmen."

Seit unserem ersten Gespräche über sie waren Wochen vergangen, ich hatte wiederholt aus der Erscheinung der schönen Sängerin, auf der Bühne und außer derselben, Eindrücke eines unruhevollen, leidenschaftlichen Wesens empfangen, welche mir die Besorgnisse meines Freundes vollkommen zu rechtfertigen schienen, da trat viel früher als es irgend Jemand erwarten konnte, die Katastrophe ein.

Eines Tages stürzte das Mädchen verstört, bleich, mit rothgeweinten Augen in das Zimmer meines Freundes und verlangte von ihm Schutz und Hülfe.

„Meine Eltern wollen mich verkaufen", rief sie unter Thränen, „an einen alten reichen Wüstling, retten Sie mich, Sie allein können mich retten!"

„Wie kann ich das?" fragte mein Freund auf das tiefste bewegt.

„Lieben Sie mich denn nicht?“ murmelte das Mädchen beinahe entsetzt. „Ich dachte — ich hoffte — ja wenn Sie mich nicht lieben — dann — dann bin ich freilich verloren!“

„Ich nehme den wärmsten Antheil an Ihnen“, erwiderte mein Freund, der einen schweren Kampf kämpfte, ihre beiden Hände fassend, „ich bin Ihnen von Herzen gut —“

„O! wenn Sie nur das Mindeste für mich fühlen“, schrie das Mädchen auf, „einen Funken Liebe, ja nur ein wenig Mitleid, so geben Sie mich nicht preis. Ich bin doch schön, alle Welt sagt es, Sie selbst, ja Sie selbst haben es mir so oft gesagt, ich liebe Sie, wie nur ein Weib lieben kann, mit aller Glut, aller Hingebung, ich will Ihre Frau sein, Ihre treue demüthige Frau —“

„Sie täuschen sich“, sagte er mit bebender Stimme, „dieses momentane Aufflammen ist nicht Liebe. Wir würden recht unglücklich zusammen werden, beide, ich und auch Sie!“

„Ich nicht —“

„Fassen Sie sich“, fuhr mein Freund fort, „Sie sind ganz außer sich; lassen Sie uns nachdenken, wir werden einen Ausweg entdecken.“

„O, stoßen Sie mich nicht von sich!“ schrie sie auf und fiel auf die Kniee vor ihm.

Er hob sie auf und führte sie zu einem Stuhle. „Wie soll ich Zutrauen zu Ihnen fassen", begann er, „mein Lebensglück Ihnen anvertrauen, wenn Sie sich nicht einmal stark genug fühlen, einen so schmachvollen Antrag zurückzuweisen?"

„Ich bin zu schwach", stammelte das Mädchen, „und der Luxus ist eine große Verleitung; er hat mir Diamanten ins Haus geschickt, Seide, Sammt — ach! — ich werde unterliegen, wenn Sie mich nicht retten —"

„Ich vermag es nicht", entgegnete mein Freund finster, „wenn Sie selbst es nicht vermögen, und heute oder morgen könnte die Verlockung des Reichthums doch größer werden als die Liebe, und dann wäre ich doppelt elend."

Der Mann, der die schöne Sängerin kaufen wollte, der um sie mit ihren schändlichen Eltern schacherte, wie um eine Waare, war kein junger Lebemann, sondern ein Greis mit den Sinnen eines Jünglings, ein reicher kroatischer Magnat, der als Sonderling galt, und in seinem kleinen Palaste, von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben, von der übrigen Welt abgeschlossen für sich lebte. Wenn er im Winter, seinen kostbaren Attila leicht um die Schultern geworfen, auf einen ungarischen Beilstock gestützt, langsam daherschritt, mahnte seine hohe stolze Gestalt, sein scharf geschnitte-

nes, galliges, von einem weißen Barte eingerahmtes Gesicht mit dem gebietenden Blicke an einen jener Hunnenfürsten, welche einst das gebildete Europa plünderten.

Ein dunkles Blatt in seinem Leben erklärte sein menschenscheues Wesen zur Genüge.

Er hatte eine junge, schöne und geliebte Frau besessen und war von ihr betrogen worden.

Von der Tragödie, die sich dann in seinem einsamen Schlosse an der türkischen Grenze nachts unter dem klagenden Wetterhahn abspielte, war nur Einzelnes abgerissen in die Welt gedrungen. Nicht lange darnach war seine Frau wahnsinnig in eine berühmte Irrenanstalt bei Wien gebracht worden.

Noch einmal kam das Mädchen zu meinem Freunde, diesmal spät am Abende und merkwürdig gefaßt, ja lächelnd.

„Erschrecken Sie nicht", begann sie — denn mein Freund war in der That erschrocken und sie hatte es bemerkt — „ich war damals recht überspannt und kindisch, Sie haben mich gewiß ausgelacht? Heute werde ich sehr vernünftig mit Ihnen reden und wir wollen uns unterhalten."

Sie begann zu lachen, aber es war ein Lachen, das meinem Freunde in die Seele schnitt.

„Lassen Sie Champagner kommen!"

„Was fällt Ihnen ein“, sagte mein Freund sehr ernst.

„Ich will ihn haben, hören Sie“, erwiderte das schöne Mädchen, „hier ist Geld.“ Sie warf eine mit Dukaten gefüllte Börse auf den Tisch. Mein Freund fand kein Wort, er sah sie nur an.

„Sie staunen?“ lachte sie. „Ueber mich oder das viele Geld? Ja, der Handel ist abgeschlossen. Morgen werde ich ihm ausgeliefert, aber heute gehöre ich noch mir und ich will ihn auf die lustigste Weise von der Welt um seine Waare betrügen.“

„Wie?“

„Er soll sich nicht rühmen dürfen“, rief das Mädchen, „ich liebe Sie, ich will Ihnen gehören und dann — dann die Sündflut! Jetzt aber Champagner!“

Den Tag nachher ging ich mit meinem Freunde durch die Hauptstraße.

Auf einmal kam eine Equipage daher, vier prächtige Schimmel, Kutscher und Diener in reicher, silbergestickter kroatischer Tracht

Im Wagen saß der Käufer in seinem Attila, eine lange Pfeife rauchend wie ein Pascha, neben ihm bleich und finster die neue Favorite, in schwarzen Sammt gekleidet. Als sie uns erblickte, lächelte sie und dieses Lächeln war trauriger, als es irgend ein Weinen sein kann.

Mein Freund verließ bald darnach die Stadt. Ich verlor indeß die schöne Sängerin nicht aus dem Auge.

Ihr Verhältniß zu dem finstern Greise nahm bald einen Charakter an, der die beste Seele, die edelste Natur vollkommen verderben und vergiften mußte.

Im Genuß liegt Poesie, liegt eine gewisse Weihe sogar, aber sie wurde nur entwürdigt.

Oft war der kleine Palast des Hunnenfürsten bis tief in die Nacht hinein glänzend erleuchtet, ohne daß man Gäste aus und ein gehen sah. Und doch war es keine Orgie, kein eleusinisches Mysterium, das dort gefeiert wurde. Die Scene, die sich dann abspielte, forderte den Stift eines Hogarth.

Auf rothsammtnen Kissen lag ein schönes Weib, ihre Tizianischen Glieder effectvoll mit ihren prächtigen schwarzen Haaren drapirend, und ein hoher stolzer Mann mit weißem Haar und Barte ging, eine lange türkische Pfeife rauchend, auf den kostbaren Teppichen auf und ab und ließ von Zeit zu Zeit den düstern Blick auf ihr haften.

Sie lächelte ihm zu, aber in ihrer Brust keimte der Menschenhaß und sie sann vom Morgen bis zum Abend nichts als Rache.

Und sie hat Rache genommen, entsetzliche Rache an Schuldigen und Unschuldigen.

Zuerst an ihren Eltern. In dem Maße, als Schamgefühl, Weiblichkeit und edles Selbstgefühl in ihr erstickt wurden, erwachten in der starken Seele der schönen Sängerin alle Dämonen der Menschennatur, in erster Reihe eine teuflische Selbstsucht.

Ihre Eltern hatten von dem alten Wüstling ein ansehnliches Sündengeld erhalten, ein Kapital, das er ihnen zwar ausdrücklich für ihre Tochter übergab, von dessen Zinsen sie jedoch und zwar sehr angenehm lebten. Jetzt verlangte es das Mädchen zurück, und als sie zuerst Ausflüchte nahmen, dann es entschieden verweigerten, ging sie zu Gericht.

Die schamlosen Eltern ließen den Proceß alle Instanzen durchlaufen und lieferten das Geld erst dem Executor aus. Man nahm ihnen Alles. Sie waren jetzt auf die Mildthätigkeit ihrer Tochter angewiesen und entblödeten sich nicht, dieselbe anzurufen, aber sie bekamen nur Hohn und Flüche auf den Weg und die Favorite drohte, als sie wieder kamen, die Doggen ihres Palastes auf sie zu hetzen.

Ich sah die Beiden vor einem Jahre etwa in Tirol mit einem Leierkasten und zwei abgerichteten Hunden herumziehen.

Das zweite Opfer der Verkauften war der Käufer selbst.

Wie sie einmal die letzten Schranken der Weib-

lichkeit übersprungen hatte, war sie jedem Manne gewachsen und wurde auch seiner bald Herr.

Sie herrschte in dem kleinen einsamen Palaste wie eine Despotin und unterhielt sich damit, den greisen Wüstling zuerst durch ihre Kokketterie rasend verliebt zu machen und dann mit den raffinirtesten Qualen der Eifersucht zu foltern.

Sie schrieb vor ihm Billets douces an ihre Anbeter und verbot ihm, ihren Flügel zu betreten, wenn sie einen derselben empfing.

Der alte Pascha tobte, drohte, fluchte und endlich — welche Wonne! — weinte er zu ihren Füßen wie ein Kind. Sie aber lachte, und wenn er sich zu tödten schwur, lud sie ihm die Pistole.

Und täglich ersann sie Neues, täglich hatte er eine ihrer phantastischen Launen zu befriedigen, und wenn er Miene machte, gegen ihre Verschwendung Widerstand zu leisten, erklärte sie kalt und spöttisch, sie werde ihn verlassen.

Er begann Geld aufzunehmen, bald waren alle seine Güter verpfändet und zuletzt kam doch ein Tag, da er ihr schluchzend gestand, daß er ein Bettler sei.

„O, nehmen Sie sich das doch nicht so zu Herzen", sagte sie, mit der Quaste ihres Schlafrocks spielend, „ich werde ja leicht wieder Jemand finden, der gegen mich so freundlich ist, wie Sie es waren."

Zwei Jahre später war sie eine gefeierte Sängerin, ihr Name wurde überall genannt, sie sang in Petersburg, London und New-York.

Ich sah sie das letzte Mal in Baden bei Wien. Sie war größer und magerer geworden, aber ihre dämonische Schönheit hatte dabei ihren Höhepunkt erreicht.

In ihrem Auge lag eine seltsame wehmüthige Wollust. Ihre Anbeter nannten es ein dunkles Räthsel, für mich war es keins.

Ich war zufällig Zeuge, wie man ihr meldete, daß ein junger Walache, den sie ruinirt hatte, sich erschossen habe.

Sie zuckte mit unnachahmlicher Gleichgültigkeit die Achseln und sagte:

„Es ist nicht der Erste, und er wird nicht der Letzte sein."

XI.

Ein Recept, berühmt zu werden.

Emil Vacano, der geistvolle Novellist und sociale Skizzenzeichner, behauptet in einer seiner pikanten Theaterplaudereien, jede Dame des Theaters, welche ihr Metier verstehe,. besitze mindestens drei Anbeter, einen für den Sack, welcher den Luxus, alle die kleinen Kostbarkeiten, Bequemlichkeiten und Leckereien des Lebens besorgt, starrende Seidenroben, Diamanten, dicke, ewig nickende Chinesen für den Nipptisch, Gänseleberpasteten und Cliquot; einen zweiten, dessen Ressort der Ruhm der Bühnenvenus ist, der die Claque im Theater commandirt, die Reclamen in den Zeitungen macht und womöglich dankbare Rollen für sie schreibt, und einen dritten für das Herz.

Vacano meint zwar, von dem letztern — in der Regel ein armer Schauspieler — werden sie geprügelt,

während die ersten zwei von ihr Prügel bekommen und als eine Art erotische Delicatesse ohne Murren hinnehmen; ich habe indeß die Erfahrung gemacht, daß keiner dieser drei wahrhaft typischen Theateranbeter von den Damen des Theaters mit größerer Rücksicht behandelt wird als jener, dessen Liebespfeil die scharf zugespitzte, tintenbespritzte kritische Feder ist.

Es ist aber auch Logik in dieser Bevorzugung; denn nirgends hängt Alles, was Glanz und Genuß des Lebens ausmacht, eine große Stellung, Luxus, ja selbst die Liebe, so von dem Namen, dem Rufe ab als in der Bühnenwelt, denn wer würde einer Schauspielerin, welche keinen Namen hat, ein kleines Hotel einrichten oder eine Equipage halten?

Den Namen aber macht der Mann mit der Feder, und hat er ihn gemacht, dann flattern Lorbeerkränze, Gedichte, Juwelen, Banknoten zu den Füßen der Gefeierten nieder, auch wenn ihr Alter und ihre Schönheit problematisch sind.

Ist aber der Name, der dies Alles einträgt, gemacht, dann tritt die weit schwierigere Aufgabe heran, diesen Namen zu behaupten, und auch dazu ist ein Mann der Feder unentbehrlich.

Freilich gibt es auch emancipirte Damen bei der Bühne, welche ihre Reclame selbst besorgen, aber die Geschichte hat dann immer einen Haken, es entsteht nur

zu leicht Opposition in den Journalen und nicht jeder wird die verlockende Gelegenheit geboten, gleich jener gefeierten italienischen Sängerin in Berlin gegen den mißliebigen Kritiker bei ihrem Lever inmitten von jubelnden Gardeoffizieren mit seinem eigenen Spazierstocke zu polemisiren.

Am übelsten sind natürlich jene bei der Bühne sehr dünn gesäeten Frauen daran, welche keine Lust verspüren, ihre Jugend und ihre Reize als ein Aequivalent für Zeitungslob anzusehen.

In der Regel ist es ihnen auch bei dem größten Talente nicht gegönnt, ordentlich durchzudringen, sie bleiben ewig in der Region der Namenlosigkeit, der Mittelmäßigkeit haften; hie und da gelingt es aber dem Mutterwitz einer oder der anderen Tochter Kains doch, der gesammten liebesbedürftigen Journalistik eine Nase zu drehen, und eine heitere Geschichte dieser Art wollen wir heute unseren Lesern erzählen.

Im Anfange der Fünfziger Jahre kam aus dem deutschen Norden eine junge Schauspielerin an ein großes Theater in Wien. Sie war kein Genie, aber talentvoll, und was in den Augen der meisten Theaterfreunde von weit größerem Werthe ist als jener undefinirbare Geistesfunke, der selten für den Mangel reellerer Reize Ersatz zu bieten im Stande ist — eine Schönheit ersten Ranges.

Hoch gewachsen, jungfräulich schlank mit edlen gewinnenden Zügen, reichem, goldblondem Haare, erregte sie gleich bei ihrem ersten Auftreten die kühnsten Wünsche der Habitués aus der Aristokratie und haute finance wie der Kritiker, welche bis an die Zähne gewaffnet in ihren Fauteuils im Parquet saßen.

Aber sie war eine von denen, auf welche Vacano's goldene Regel nicht paßte, sie schickte die Diamanten der Habitués mit artiger Entschuldigung zurück und bewarb sich nicht um die Reclame der Journale.

Das Publikum nahm sie beifällig auf, und da sich die Kritik anfangs zuwartend verhielt, wurde Donna Diana — so wollen wir die strenge platonische Schöne nennen — engagirt.

Indeß bald machte sich die Opposition geltend, zuerst in den Zeitungen

Es zeigte sich, daß die jungfräuliche Künstlerin keinen der Kritiker für sich, sondern im Gegentheile alle mit seltener Einstimmigkeit gegen sich hatte.

Man sprach ihr nicht alles Talent ab, bei Leibe nicht, aber man sprach halb tadelnd, halb mitleidig von ihren Leistungen, man zog für sie ungünstige Parallelen mit berühmten Vorgängerinnen, und das Publikum, das täglich in so und so viel Blättern las, Donna Diana sei ihrer Stellung nicht gewachsen, es fehle ihr an tragischer Gewalt, jener Dämonie der Leidenschaft, die

alle mit sich fortreißt, begann endlich daran zu glauben und wurde immer kühler gegen die Arme, welche den unverzeihlichen Fehler hatte, statt drei Anbeter nur einen zu besitzen.

Denn einen Anbeter hatte die stolze Diana doch, den für das Herz — einen Collegen von einnehmendem Aeußern und energischer Begabung. Sie liebte ihn mehrere Jahre mit aller Glut einer unverdorbenen Mädchenseele und wurde endlich seine Frau.

Nun schien der Stab vollends über sie gebrochen; war die Kritik bis jetzt nie freundlich gewesen, so wurde sie nun geradezu feindselig und bald war die Stellung der tugendhaften Schauspielerin so sehr erschüttert, daß es hieß, die Direction denke daran, den Contract mit derselben zu lösen.

Frau Diana weinte sich einige Zeit die Augen roth, dann trocknete sie ihre schönen blauen Augen und begann über ihre Lage nachzudenken.

Aus der schlanken Jungfrau war ein üppig reizendes Weib geworden, aus dem unerfahrenen, überspannten Mädchen eine kluge, weltgewandte Frau.

Unter ihren Feinden, den Theaterrecensenten, war es insbesondere einer, der sie mit einer förmlichen Wuth verfolgte. Wir nennen ihn Dr. Smaragd, obwohl es ein sehr problematisches Diplom von Jena war, das ihm den Strahlenkranz des Weltweisen um das

palästinische Haupt mit dem krausen röthlichen Haare wand.

„Die Natur treibt oft Scherz und Spott mit uns“, schloß eine seiner Kritiken über Frau Diana als Jungfrau von Orleans; „sie verlieh ihren Geschöpfen die äußere Signatur der Schönheit ohne jene werthvollere innere Aesthetik, welche der Quell unserer höchsten Freude, aller Gebilde der Kunst ist, sie zeichnet die Linien des Geistes in ein Antlitz, bei dem wir nur zu bald die Entdeckung machen, daß es nur eine Larve ist, eine Larve, hinter der sich kein holdes psychisches Menschenangesicht, keine Seele verbirgt, sondern ein Strohwisch; sie läßt Funken des Genies aus einem Auge blitzen, hinter dem in Wahrheit nicht einmal die gewöhnliche Intelligenz zu finden ist“ und so weiter.

Das war grob, aber deutlich.

Frau Diana versuchte es einmal mit einer Entgegnung.

„Eine Schauspielerin, die schreibt“, sagt der Intendant, die Stirne runzelnd, „sie ist im Stande und schreibt eines Tages auch über uns.“

„Ein Blaustrumpf! O weh!“ ruft das Publikum.

„Man kann einen guten deutschen Stil schreiben“, heult der Chor der Recensenten, „und doch eine schlechte Schauspielerin sein.“

Also das war ein faux pas.

Diana versucht es auf einem Wege, der zwar weniger geistig und weniger prüde, dafür aber weiblicher und — praktischer ist.

Sie macht exquisite Toilette und klopft eines Morgens an die Thüre des Weltweisen von Jena, der sich bei dem unerwarteten Anblick der schönen lächelnden Frau in seinem schmierigen Schlafrocke sehr unbehaglich fühlt.

Es entspinnt sich indeß bald eine geistreiche, spottgewürzte Conversation, in welcher die feingebildete Frau Herrn Smaragd tapfer Stand hält, zugleich läßt sie alle Künste der Koketterie spielen, und diesmal gehört ihr der Sieg.

Doctor Smaragd wird liebenswürdig, er entschuldigt sich, er macht ihr den Hof, küßt ihr die Hände und verschwindet sogar einen Augenblick in das Nebenzimmer, um seinen blauen Frak mit dem rothen Bändchen anzuziehen.

Noch denselben Abend — sie ist eben nicht auf dem Theater beschäftigt — macht Dr. Smaragd seinen Gegenbesuch und findet zu seinem Verdrusse den Ehemann.

„Fataler Zufall“, denkt er; „nun, ein andermal wird mich Gott Amor wohl dafür entschädigen.“

Seine Besuche wiederholen sich, beide Theile erdrücken sich dabei durch Zuvorkommenheit, beide warten

ab und beide Theile hoffen, Smaragd auf die Gunst Gott Amor's und Frau Diana auf eine günstige Kritik.

Endlich findet der galante Recensent die schöne Frau einmal allein, er ergreift die Gelegenheit, sie ohne Zeugen zu sprechen, mit studentenhafter Hast und macht ihr eine Liebeserklärung in bester Form.

Diesmal ist es an der stolzen Diana, verlegen zu werden, obwohl sie den luxuriösesten Schlafrock von der Welt trägt; sie erröthet bis in ihre reizenden kleinen Ohrläppchen hinein, spielt mit den Quasten der Schnur, welche ihre Taille umschlingt, und bleibt die Antwort schuldig.

Den nächsten Tag spielt sie die Maria Stuart, und wieder einen Tag später wird ihr von Dr. Smaragd in seinem Blatte eine kritische Bastonnade applicirt, welche ihr neue Thränen entlockt und sie zu neuem Nachdenken anregt.

Der Weltweise glaubt sich seinem Ziele ferner als je, da — es sind kaum zwei Wochen seit jenem Abende verflossen, wo er mit dem riesigsten Korbe nach Hause keuchte — kommt ein duftendes Billet der Künstlerin.

„Lieber Doctor! Besuchen Sie mich heute Abend nach dem Theater, ich werde allein sein. Ihre Diana."

Dr. Smaragd starrt die holden glückverheißen-

den Schriftzüge eine Weile in maßlosester Ueberraschung an, dann küßt er sie und tanzt im Zimmer umher, wie der siegreiche David vor der Bundeslade.

Nach dem Theater schwebt er in seinem blauen Frack in den kleinen Salon der Schauspielerin, neben dem rothen Bändchen prangt diesmal eine weiße Camellie in seinem Knopfloche.

Diana liegt in ihrem fürstlichen Schlafrocke in der Attitude der Dresdener Venus Tizian's auf einem Divan und studirt eine neue Rolle. Wie sie den gefürchteten Recensenten erblickt, scheint sie sich durchaus nicht vor ihm zu fürchten, sie erhebt sich nicht, sie nickt ihm nicht einmal zu, sie lächelt ihn nur an, aber mit einem Lächeln, das selbst Dr. Smaragd, welcher mit seinem kaustischen Geistes Alles kritisch zu zersetzen im Stande ist, nicht zu classificiren vermag.

Aber was kümmert den kritischen Löwen im blauen Fracke und mit dem rothen Bändchen das Lächeln Diana's, da ihn ihre Thränen nicht gerührt haben! Er wartet nicht auf ihre Einladung, legt Hut und Spazierstöckchen auf den Tisch, rückt einen Sammtfauteuil ganz nahe zu seinem Opfer hin und lehnte sich in demselben nachläßig zurück, um das schöne geistvolle Weib, das nun ihm gehört, das nun kein Mensch und kein Recensent ihm entreißen kann, mit dem feinen Behagen eines echten Gourmands zu betrachten.

„Ich bin sehr glücklich, daß Sie gekommen sind“, beginnt Diana noch immer lächelnd.

„O! das Glück ist total auf meiner Seite“, erwiderte Dr. Smaragd mit enormer Liebenswürdigkeit.

„Es ist eine sehr zarte Angelegenheit zwischen uns zu ordnen“, fährt Diana fort

„Jawohl, sehr zart“, fiel Smaragd triumphirend ein; ihm entging etwas Feindseliges, Lauerndes, das in den Augenwinkeln der Künstlerin spielte.

„Sie wissen —“ rief Diana.

„Ich weiß Alles“, flüsterte Smaragd, indem er ihre kleine plastische Hand zärtlich faßte und einen Kuß auf ihren herrlichen Marmorarm hauchte.

„Und Sie sind bereit?“ fragte die Schauspielerin.

„Bereit? Warum soll ich nicht bereit sein?“ fragte Dr. Smaragd erstaunt. „Ich bin zu Allem bereit.“

„Nun, es ist ja auch in der That nur eine Kleinigkeit für Sie“, entgegnete die schöne Diana.

„Gewiß, eine Bagatelle, einer so schönen Frau gegenüber“, sagte Smaragd.

„O! Sie sind galant —“

„Ja, das bin ich, gnädige Frau“, lächelte der Recensent, „wenn auch mein literarisches Amt mit seiner schweren Verantwortung mich hie und da zwingt —“

„Gewiß, ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf", lispelte die Künstlerin, „aber bleiben wir bei der Sache."

„Ja, bei der Sache." Dr. Smaragd legte diesmal die Hand Diana's an sein Herz; es war die linke, mit der rechten zog sie indeß ein kleines unscheinbares Papier aus ihrem Busen.

„Sie sind also bereit, diesen Wechsel einzulösen?" fragte Diana.

„Wechsel? Einen Wechsel?" stammelte Dr. Smaragd zu Tode erschrocken, „was für einen Wechsel?"

„Einen von Ihnen acceptirten Wechsel auf fünfhundert Gulden, dessen Verfallstag heute ist. Darf ich Ihnen also dies kleine Papier zur Zahlung präsentiren?"

„Fünfhundert Gulden — ich — aber — meine Gnädige — was fällt Ihnen ein?" stammelte der Recensent.

„Es ist ja nur eine Bagatelle für Sie, wie Sie mir eben versicherten", meinte Diana, „und Sie waren ja bereit."

„Ich bereit zu zahlen? Nein, meine Gnädige, ich denke nicht daran", stieß der Recensent in beispielloser Verlegenheit hervor.

„Aber mein lieber Doctor", flüsterte die schöne

Schauspielerin, „wie können Sie Wechsel unterschreiben, wenn Sie nicht im Stande sind, dieselben einzulösen?"

Diesmal legte sich der Marmorarm Diana's zwar nicht mit tragischer, aber unwiderstehlicher sanfter Gewalt auf den Arm des zu Tode gequälten Kritikers.

„Es ist eine üble Gewohnheit von mir", stotterte Dr. Smaragd.

„In der That, sehr übel", sprach die Schauspielerin. „Vergessen Sie denn ganz, daß es noch Gerichtsdiener auf der Welt gibt? Eine Pfändung ist doch sehr unangenehm und der Schuldarrest —"

„Sie wollen mich einsperren lassen", schrie Dr Smaragd, dem seine Lage auf einmal klar wurde, entsetzt auf.

„Wie können Sie glauben", erwiderte die stolze Diana mit einem Lächeln, das dem Recensenten in diesem Augenblicke bezaubernder denn je erschien, „daß ich mir den Beistand eines aufrichtigen Freundes entziehen werde und noch dazu in dem Augenblicke, wo ich an einem Wendepunkte meiner künstlerischen Laufbahn stehe. Nein, für so unklug müssen Sie mich nicht halten. Sie waren es ja, der mir den richtigen Weg gewiesen hat, indem Sie mir und dem Publikum unablässig auseinandersetzten, daß mein Talent auf Abwegen sei."

Dr. Smaragd saß wie auf Rasiermessern.

„Sie wollten damit sagen, daß ich ein Fach spiele, das meiner Individualität nicht entspricht."

„Ja, das wollte ich sagen", fiel Dr. Smaragd ein.

„Nun, ich habe mich von Ihnen überzeugen lassen", fuhr die kluge Frau fort, „ich werde keine tragischen Partien mehr spielen, sondern feine Salonrollen."

„Vortrefflich!" rief der gefürchtete Recensent.

„Ach! wenn Sie mir zustimmen, wenn Sie mir Erfolg verheißen", sprach Diana, „dann muß es ja gelingen. Ich werde übermorgen schon den ersten Versuch in meinem neuen Fache machen; Sie sind wohl so gütig, demselben beizuwohnen und dann Ihr Urtheil abzugeben, es wird über meine ganze Zukunft entscheiden."

„Verlassen Sie sich nur ganz auf mich", erwiderte Smaragd aufathmend; „um aber noch einmal von diesem Papierchen zu sprechen, das Sie zwischen Ihren kleinen Alabasterfingern zerknittern —"

„Der Wechsel wird prolongirt", antwortete Diana.

Smaragd glänzte.

„Auf acht Tage, nicht wahr?" fuhr die schöne Gläubigerin fort.

Der Recensent machte ein langes Gesicht. „O! ich bitte", stammelte er.

„Wir werden ja dann sehen", meinte Diana.

„Ja, ja, wir werden sehen", seufzte Dr. Smaragd.

Die schöne Diana spielte wirklich einige Tage später das erste Mal eine feine Salondame in einem französischen Lustspiele, und zwar mit glänzendem Erfolge.

Alles war auf die Kritik Smaragd's gespannt.

Dieselbe begann mit den Worten:

„Ein neuer Stern ist an dem Kunsthimmel aufgegangen, schlagen wir alle reuig an unsere Brust. Wir haben das Genie der Frau Diana * * * lange genug verkannt", und so weiter.

Nun war die schöne kluge Frau in dem Besitze eines selten trügenden Receptes, berühmt zu werden, und sie war Weib genug, es rücksichtslos auszunützen.

Bald hatte sich ihr die Mehrzahl der Recensenten auf Gnade und Ungnade ergeben, denn welcher Journalist, der kein Blatt besitzt, hat keine Schulden? Und wenn sich einer oder der andere renitent zeigte, so war ja der Schuldthurm da.

Jahre sind seitdem vergangen, eine neue Generation von Kritikern ist entstanden und die Schuldhaft aufgehoben, aber dies Alles kann der klugen Frau so ziemlich gleichgültig sein; sie ist längst berühmt geworden und keine, noch so ätzende Feder ist mehr im Stande, ihrem glänzenden Namen erheblichen Eintrag zu thun.

XII.

Der Doppelgänger.

Es war im Anfange der fünfziger Jahre, als Friedrich Haase, jetzt der mit Recht gefeiertste Darsteller feiner Lustspielrollen in Deutschland, in Prag der Löwe des Theaters, der Gesellschaft, ja der gesammten Einwohnerschaft der alten herrlichen Moldaustadt war.

Sogar die Flamänder, wie die Proletarier, die Fischer und Schiffer vom Podskal von den Pragern genannt werden, kannten den jungen Künstler, seinen Hut und seinen Ueberrock, denn Haase hatte darin sein Apartes ebenso gut wie der große Napoleon.

O, dieser hohe Hut mit der breiten Krempe, dieser endlose, zugeknöpfte, knappe, eng in der Taille schließende schwarze Oberrock, zu einer Zeit, wo Alles kurz, offen, weit und hell ging, wie viel unruhige Stunden haben

sie den Prager Elegants, Hutmachern und Schneidern bereitet, und doch wagte sie keiner zu imitiren, keiner zu tragen, in dem sichern Bewußtsein, den Fluch der Lächerlichkeit selbst auf sich herabzubeschwören, denn zu diesem Hut und Rocke gehörte auch Haase's Figur und vor allem sein Kopf.

Schön war Haase zwar nie, auch damals nicht, wo er noch in voller Jugend stand, aber das Prototyp geistreicher Feinheit, genialer Vornehmheit und Eleganz, das Bild eines Mannes, der die Frauen verführt, ohne ihnen den Hof zu machen, das lebendig unter uns wandelnde Portrait Lord Byron's, mit dem damals auch eine tiefe innere Verwandtschaft bei ihm hervortrat.

In jener Zeit spielte denn auch Haase jene Charaktere, welche bei innerer Zerrissenheit, tiefer Welt- und Menschenverachtung eine stolze äußere Kälte, feine Ironie und herben Humor zur Schau tragen, nicht allein entschieden am besten, sondern geradezu unnachahmlich.

Rollen wie Shakespeare's König Heinrich IV., Talbot in Schiller's „Jungfrau von Orleans" spielt ihm Niemand nach und bleiben mir unvergeßlich.

Doch zeigte sich damals schon Haase's geniale Begabung zugleich sehr vielseitig, und er interessirte als Schauspieler noch ganz besonders dadurch, daß er

aus jeder noch so kleinen Nebenrolle ein vollendetes Charakterbild, eine köstliche Staffage zu der Haupthandlung schuf.

Unter den Rollen dieses Genres war eine der prächtigsten sein Selbitz im „Götz von Berlichingen".

Es gibt sehr geistreiche dramatische Künstler, welche schlechte Schauspieler sind, und in der Regel sind jene Darsteller, welche uns am meisten erschüttern, welche von jungen Damen gern zu Idealen ihrer schwärmerischen Phantasie erwählt werden, beim scharfen Sonnenlicht sehr prosaisch, gewöhnlich und geistig beschränkt.

Haase indeß übte außer der Bühne kaum einen geringern Zauber wie auf derselben. Er bewegte sich mit einer ungezwungenen Eleganz, er benahm sich so ganz als Cavalier im besten Sinne, daß es begreiflich ist, daß man ihm königliches Blut zuschrieb, daß ihm die ersten Salons offen standen und insbesondere die Damen aller Stände einen förmlichen Cultus mit ihm trieben. Der kalte britische Aplomb, mit dem Haase denselben entgegentrat, wirkte auf die Frauen weit verführerischer als schmeichelnde Galanterie, in dem Sinne Goethe's:

„Doch wer gleichgültig erscheinet,
Ob er reizet, ob er rührt,
Der beleidigt, der verführt."

Auch die echt cavaliermäßigen, eines Lords würdigen

Schulden, welche Haase damals hatte und in Prag machte, dienten nur dazu, das seltsam Pikante seines ganzen Wesens zu vervollständigen.

Auch mich — ich war damals etwa achtzehn Jahre alt — machte Haase ganz toll und weckte in mir vor allem die Lust zum Theater.

Einige gleichgesinnte Collegen und ein paar junge Damen, welche sich für die Bühne ausbildeten, waren bald gefunden und wir errichteten zum Schrecken meiner Eltern in meinem Zimmer, welches eigentlich ein kleiner Saal mit drei Fenstern Front war, ein Theater.

Ein Techniker stellte das Gerüste her, ein anderer malte die Decorationen, kurz, Alles ging herrlich.

Selbstverständlich wollten wir mit etwas Würdigem und Großem beginnen und so wählten wir denn nichts Geringeres als den „Faust" von Goethe, und zwar sollte derselbe — da keiner der Mitspielenden sich nur ein Jota von seiner Rolle streichen lassen wollte — vollkommen ungestrichen zur Aufführung kommen.

Ich spielte den Faust. An dem Tage der Vorstellung, zwei Stunden vor Beginn derselben, hatte ich mich bereits costümirt und wandelte mit meinen jugendlich magern Beinen, welche in den schwarzen Tricots noch weit schandvoller aussahen, in dem langen schwarzen Talar, durch einen langen Bart bis zur Lächer-

lichkeit entstellt, hinter dem Vorhange auf der Bühne auf und ab, meine Verse vor mich hinbrummend.

Da — wer beschreibt meine Ueberraschung — trat hinter dem Ofen, hinter dem Mephistopheles erscheinen sollte, plötzlich ein hoher, hagerer junger Mann hervor, mit diabolisch geistreichem Kopfe, kein fahrender Scholast sondern — Friedrich Haase.

Ich hatte Haase nie außer der Bühne, nie in der Nähe gesehen, aber ich konnte keinen Augenblick zweifeln, daß er es war; er trug auch seinen gewöhnlichen schwarzen Oberrock und Haase's Hut mit der breiten Krempe in der Hand, und es war Haase's wohlbekannte Stimme, welche ohne jede Einleitung begann:

„Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?“

Ich ging selbstverständlich mit wahrem Entzücken auf diese originelle Art, sich einzuführen, ein und erwiderte:

„Das also war des Pudels Kern?“ und so weiter. Mephistopheles erwiderte nun seinerseits und so spielten wir die Scene zu Ende.

Er meisterhaft, ich mit einer Begeisterung sonder gleichen. Aber meine Seligkeit dauerte nicht lange.

„Ich habe gehört, daß Sie heute den Faust geben“, begann Mephistopheles, „und so habe ich mir die Freiheit genommen, Ihnen eine Probe von meinem Talente

zu geben und mich Ihnen für die Rolle des Mephisto-
pheles anzubieten."

„Sie — ja — mit wem habe ich denn das Ver-
gnügen?" stammelte ich nicht wenig verwirrt.

„Mein Name ist — König."

„König — ich dachte —"

„Sie haben mich für Haase gehalten", erwiderte König; „nun, es ist nicht das erste Mal, daß mir dies geschieht."

„Nicht zu glauben", sagte ich, ihn betrachtend, „eine solche Aehnlichkeit ist mir noch nicht vorgekommen, Sie könnten wirklich für seinen Doppelgänger gelten."

Ich und König wurden noch denselben Abend gute Freunde und haben noch oft zusammen gespielt, Faust und Mephistopheles, Arnold Melchthal und Stauffacher, Butler und Isolani, Posa und Philipp, immer groß, immer classisch.

Die Copie König war übrigens kaum weniger interessant als das Urbild Haase.

Von der Natur mit einer frappanten Aehnlichkeit der Gestalt, der Züge und des Organs bedacht, ein glühender Verehrer Haase's, begann König, der früher schon die theatralische Laufbahn erwählt hatte, denselben zuerst als Schauspieler nachzuahmen.

Bald wurde es jedoch zur förmlichen Manie bei

ihm, Haase in Allem und Jedem zu imitiren, und es wurde ihm nicht schwer, da er selbst sehr viel Geist, Darstellungstalent, Eleganz und Feinheit besaß.

Er trug Schuhe und Handschuhe wie Haase, Haase's Frisur, einen Oberrock, einen Hut wie Haase, er hatte sich Haase's Gang und Sprechweise vollkommen angeeignet, und wenn er eine von seinen Rollen spielte, so meinte man Haase zu sehen und zu hören.

Im Leben führte diese Aehnlichkeit zu einer Reihe der komischsten Verwechslungen.

Einmal saßen wir zusammen im deutschen Kaffeehause und aßen Kuchen, da trat ein kleiner, dicker Herr mit rothem Gesicht und großer goldener Uhrkette auf der rothen Sammtweste zu uns heran, grüßte König zuvorkommend und begann mit Emphase: „Ich habe Sie jetzt zweimal spielen sehen, ich bin entzückt, hingerissen; wie glücklich wäre ich, wenn Sie ein Engagement an unserer Bühne annehmen wollten!"

König erröthete vor Freude und Ueberraschung.

„Mit wem habe ich die Ehre?" erwiderte er artig.

„Ich bin M., Director des Hoftheaters in D."

„Es freut mich sehr."

Der Director setzte sich zu uns und die Beiden besprachen mit tiefem Ernste die Details eines Engagements.

„Wird aber das Publikum in D.", sagte König

endlich, „einem Anfänger nicht ein gewisses Mißtrauen entgegenbringen?"

„Anfänger?" lachte der Hoftheaterdirector, „Sie sind doch kein Anfänger mehr."

„O! Ich bitte —"

„Der Name Haase —"

„Ich bitte —"

„Nur keine überflüssige Bescheidenheit."

„Aber ich muß sehr bitten —"

„Kein Wort mehr, ich engagire Sie. Basta!"

„Aber ich bin ja nicht Friedrich Haase —"

„Nicht? Sie scherzen."

„Mein Name ist König."

Ellenlanges Gesicht des Directors.

„Ach! Dann verzeihen Sie — aber eine solche Aehnlichkeit — ich empfehle mich ergebenst."

Noch längeres Gesicht des armen König, der sich bereits als Hofschauspieler sah.

Ein anderes Mal machte ich mit König, seinen Eltern und Schwestern einen Ausflug in die Scharka bei Prag. Mitten in der romantischen Wolfsschlucht wurden wir von einem Studenten, Schauspielern und Offizieren wohlbekannten jüdischen Geldmäkler angefallen.

„Nun, das ist schön, daß ich Sie einmal treffe", begann der Edle, König beim Arme fassend, „seit

vierzehn Tagen komme ich zu Ihnen dreimal des Tages und jedesmal sind Sie nicht zu Hause, vielleicht werden Sie die Güte haben und mir jetzt einmal bezahlen mein Geld."

„Ich? Was fällt Ihnen ein!" rief König. „Ich habe doch kein Geld bei Ihnen genommen."

„Was, Sie leugnen noch", begann der Jude zornig, „foppen mich herum und streiten mir noch ab, was ich schwarz auf weiß habe?"

„Du machst Schulden hinter meinem Rücken", begann nun der alte König zornig, „und zahlst sie nicht und hast noch die Unverschämtheit, zu leugnen?"

„Da sehen Sie selbst", rief der Mäkler und zog ein Papier aus seiner großen dicken Brieftasche.

„Ja, aber lieber Freund", sagte jetzt der entrüstete Vater, nachdem er hineingeblickt, „dieser Schuldschein ist ja von Herrn Haase."

„Freilich, von Herrn Haase."

„Aber ich heiße König, und dies ist ja mein Sohn."

„Ihr Sohn, Wunder der Welt, nicht zu glauben", stammelte der Jude, noch immer etwas mißtrauisch, „welche Aehnlichkeit!"

Zufällig kam ein Bekannter vorbei und grüßte uns.

Der Mäkler nahm ihn beiseite.

„Wer ist dieser Herr da?“ fragte er.

„Herr König.“

„Und der junge dort?“

„Sein Sohn, der Schauspieler König.“

„So — Schauspieler — habe ich mir's doch gedacht.“

Eines Abends, Haase geht eben über den Obstmarkt in das deutsche Theater, um den Lord Harleigh in „Sie ist wahnsinnig“ zu spielen, nähert sich ihm ein hübsches junges Kammerkätzchen, steckt ihm rasch und geheimnißvoll ein kleines Billetdoux zu und verschwindet ebenso plötzlich, wie sie gekommen, in einem Durchhause.

Haase, der an dergleichen gewöhnt ist, läßt das Briefchen in seine Brusttasche gleiten, geht in die Garderobe, zieht sich an, spielt und vergißt es. Erst am nächsten Morgen fällt es ihm wieder zufällig in die Hände, das Briefchen hat zwar keine Adresse, aber es ist ihm übergeben worden, also für ihn bestimmt. Er erbricht es und liest eine reizende Einladung zu einem Rendezvous abends im Canalischen Garten.

„Im Theater eine Oper! Das trifft sich herrlich!“

Zur bestimmten Stunde erscheint Haase in der bezeichneten Allee.

Er wartet nicht lange, eine hohe schlanke Dame,

dicht verschleiert, nähert sich ihm, er grüßt, sie nimmt ohne viele Umstände seinen Arm.

„Wie danke ich Dir, daß Du gekommen bist", beginnt die Unbekannte.

„Gleich Du, das ist brav", denkt Haase in Mephisto's Manier, „da werde ich reüssiren."

„Ich habe Dich vorgestern den Harleigh spielen sehen", fuhr die Dame fort.

„Gestern, mein Fräulein."

„Nein, vorgestern."

„Doch gestern."

„Ah! Gestern habe ich ihn von Haase gesehen", rief die Dame, „und jetzt kann ich erst beurtheilen, wie genial Du ihn wiedergibst."

„Ja, für wen halten Sie mich denn?" unterbricht Haase den Enthusiasmus seiner Begleiterin.

„Für wen ich Dich halte?" stammelte die Unbekannte erschrocken und sieht Haase jetzt erst genauer an. „Sie sind ja nicht —"

„Nein, freilich bin ich nicht", entgegnete Haase, galant den Hut lüftend, „mein Name ist Friedrich Haase."

XIII.

Ein moderner Todtentanz.

So materiell auch unsere dramatischen Künstler auf und außer der Bühne im Ganzen geworden sind, es gibt doch noch einzelne unter ihnen, welche man sowohl in ihrer Kunst wie als Menschen achten und lieben kann.

Zu diesen immer seltener werdenden Erscheinungen gehört die gefeierte Heldin der Prager Bühne, Frau Anna Versing-Hauptmann.

Das ist noch eine Schauspielerin im Stile der Schröder, welche nicht gleich der Janauschek und Ziegler ausschließlich den Effect, sondern vor allem die Wahrheit und auch — klein wenig die Poesie im Auge hat, dieses Stiefkind der Modernen, das heutzutage überall anzutreffen ist in der Hütte des Bauers, im Zelte des Soldaten, im Cabinet des Staatsmannes,

nur nicht dort, wo man es vor allem sucht, in der Kunst.

Mir bleibt ihr letztes Gastspiel in Graz unvergeßlich; jede ihrer Rollen bot Genüsse, wie sie mir seit der Hero und Julia der Baier-Bürk versagt waren.

Es war an dem Abende, wo Frau Versing-Hauptmann die Pompadour im „Narciß" gespielt hatte; wir waren nach der Vorstellung im Hotel zum Erzherzog Johann beisammen mit Marx, dem talentvollen Dichter der „Olympias", dem geistreichen Karl Pröll, welcher, ein zweiter Ovid, jetzt in den trostlosen Sümpfen einer k. k. Zeitung in trauriger Verbannung lebt, und dem — bis auf die fixe Idee, Schmerling gestürzt zu haben — vollkommen unschuldigen Herausgeber eines Tageblattes, dem ehrenwerthen Buchdrucker Dr. Ungar Szent-Miklosy.

„Sie haben mir die Pompadour nicht blos gespielt", sagte ich unter Anderem zu Frau Versing-Hauptmann, „sondern das Riesenweib, zu dessen Füßen Frankreich lag, wirklich verkörpert."

„Nachdem ich Ihnen dies zugestanden habe, dürfen Sie es nicht mehr sonderbar finden, wenn ich von einer einzelnen Nuance spreche, welche mich ganz besonders überrascht hat, nicht etwa gleich den Effectstückchen unserer reisenden Bühnenvirtuosen, welche uns nur deshalb frappiren, weil sie in gewissen Momenten

stets das Gegentheil von dem machen, was ein Mensch mit gesundem Hirn erwarten muß, sondern weil diese Nuance, so außerordentlich einfach und wahr zugleich, die schlagendste Illustration des Charakters der Pompadour bildet."

„Ich weiß, was Sie meinen", sagte Frau Versing lächelnd; „es ist ein Zug, den viele Kritiker hervorgehoben haben, die Stelle: Ich liebe die Talente."

„Ja, ganz richtig", sagte ich, „eine Stelle, welcher noch keine Darstellerin Aufmerksamkeit geschenkt hat. Aber Sie sind im Rechte, ebenso wie mit der Toilette, welche Sie gewählt haben. Die mit dem Tode ringende Pompadour kann bei ihrem Leiden unmöglich in der duftigen Balltoilette erscheinen, welche ihr das deutsche Theater octroyirt hat, sie will ihre Krankheit verbergen, sie muß sich also einhüllen, warm, aber fürstlich; sie erwartet den Dispens von Rom und trägt daher den Hermelin, der sie bald öffentlich schmücken soll, als — Negligé. Ich werde den Eindruck nie verwischen, wie Sie, auf Ihre Hofdamen gestützt, heraustraten, über dem fließenden weißen Gewande den rothsammtenen Schlafpelz mit breitem Hermelinbesatz, wie Sie ihn dann mitten in Ihrem gottlosen Spötteln hüstelnd und frierend heraufzogen. Choiseul spricht, über die Lehne Ihres Stuhles gebeugt, von dem Schauspiele, von einem jungen Talente, das in demselben debütiren soll.

Junges Blut! Das interessirt die alternde Kokette, das kitzelt ihre abgespannten Nerven. Sie lehnt sich zurück und bleckt halb lächelnd, halb wollüstig die Zähne: „Ich liebe die Talente."

„Ich sehe, Sie sind ein dankbares Publikum", lachte Frau Versing-Hauptmann, „aber ich glaube, daß ich bei aller Kunst und allem Fleiße, welche ich darauf wandte, den Widerspruch im Charakter der Marquise zu verwischen, es doch nicht ganz im Stande war."

„Wie? Welchen Widerspruch?" fragte Pröll.

„Ich meinen jenen zwischen der Blasirtheit der Pompadour und ihrer aufflammenden Leidenschaft für Narciß", sagte Frau Versing-Hauptmann.

„Finden Sie darin einen Widerspruch?" entgegnete ich. „Ich habe im Gegentheile beobachtet, daß in allen jenen Naturen, welche die Liebe von Jugend auf in ihrem Herzen zurückdrängen, immer nur nach dem Glanz des Lebens, Luxus, Rang und Einfluß jagen, die Sehnsucht nach Liebe immer mächtiger wird, je höher ihr Stern steigt und je mehr sie die Nichtigkeit alles dessen fühlen, wofür sie mit ihrem Herzblut, ihren Idealen, ihrem Glücke gezahlt haben. Mir fällt eine Geschichte ein —"

„Eine Geschichte", unterbrach mich Frau Versing-Hauptmann, „vielleicht ein Stoff zu einer Novelle?"

„Warum nicht?" sagte ich.

„Nicht wahr, Sie erzählen mir diese Geschichte", sprach die schöne geistreiche Frau, „und ich mache eine Novelle daraus." Denn Frau Versing-Hauptmann schreibt auch hübsche Gedichte und sehr interessante Erzählungen.

„Mit Vergnügen."

„Also!"

„Sie wissen, daß der Idealismus am wenigsten in jenen Schichten der Gesellschaft gedeiht, wo man arm ist und nach Gewinn, nach Reichthum strebt.

Eine Familie in Florenz, die zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben hat, besitzt ein Töchterchen Maria, das sogar in ihrem Lande, dem Lande der Schönheiten, als besonders schön gilt und zum Ueberflusse noch eine wundervolle Sopranstimme besitzt.

Wie Andere mit ihrem Gelde oder ihren Fabrikaten, spekuliren die Eltern mit ihrem Kinde. Sie bewachen es wie ihren Augapfel, sie verwenden ihr Letztes für seine Ausbildung in Musik und Gesang. Die schöne Maria hat ein Herz wie andere Menschen, aber sie hört von Kindesbeinen an immer nur von ihrer Schönheit und von ihrer Stimme sprechen, von Grafen, Prinzen und Impresarios, welche ihr Tausende zu Füßen legen werden, man läßt keinen andern Gedanken in ihr aufkommen als den an Erwerb, Vortheile des Lebens, Glanz, Luxus, und so legt sich all-

mälig eine Eiskruste um ihr Herz und sie wird selbstsüchtig, klug, berechnend wie nur irgend eine, die vor den Theaterlampen groß wurde.

Endlich kommt der Tag, wo sie debütirt. Sie nennt sich jetzt nicht mehr Maria, sondern Olympia. Sie feiert einen Triumph sondergleichen, Lorbeerkränze und Diamanten liegen ihr zu Füßen, zehn Impresarios und ein Dutzend reicher Anbeter.

Sie zeigt sich von dem Allem nicht überrascht, nicht einmal erfreut, es hat ja so kommen müssen, sie hat Jahre darauf gewartet, wie ein Astronom auf eine Sonnenfinsterniß, deren Eintritt er mit Bestimmtheit berechnet hat.

Von der Natur mit allen Gaben verschwenderisch beschenkt, dabei verständig und kalt, ohne Bosheit, aber auch ohne Mitleid, macht sie rasch Carrière.

Sie siegt zuerst in Venedig, Neapel, Mailand, dann in Wien, Paris und London.

Sie wohnt stets in einem Palaste, trägt echte Spitzen und Diamanten, fährt in einem vornehmen Coupé, verkehrt nur mit Grafen, Fürsten und Königen.

Alle beten sie an und sie ist so klug, jenen, welche ihr am wenigsten mißfallen, auch etwas mehr zu erlauben, aber sie glaubt nicht an Liebe.

Weil sie selbst nie geliebt hat, belächelt sie jedes Gefühl dieser Art, das ihr begegnet, und doch beklagt

sie sich im geheimen darüber, daß sie keine wahre tiefe Liebe zu finden im Stande ist, immer nur Passionen, Attachements.

Endlich faßte sie ein tiefer Ekel an Allem, was das Ziel ihres Lebens war und was sie jetzt in so reichem Maße besitzt.

Die ganze Welt, welche sie umgibt, langweilt, verdrießt sie, sie möchte ihr am liebsten gleich den Rücken kehren, sie ist blasirt, lebensmüde, sie will sterben, aber sie zieht es vor, mit einem russischen Prinzen nach Petersburg zu gehen.

Es ist in der That eine ganz neue fremde Welt, welche sie dort betritt, eine Welt, in der man nicht allein anders aussieht, wohnt und speist, sondern anders denkt und fühlt als bei uns. Sie feiert in der nordischen Hauptstadt neue Triumphe, die Schlittenfahrten, die Eisfeste auf der Newa, die russischen Gebräuche bieten originelle Bilder, es unterhält sie einige Zeit, aber wie lange?

Auch hier läßt die Abspannung nicht lange auf sich warten.

Sie geht mit dem Prinzen nach Warschau, um zu singen, aber sie kann nicht mehr lächeln, sie kann nicht einmal mehr vor Langerweile weinen, sie ist müde, sterbensmüde.

Da, nachdem sie die Rosina im „Barbier“ ge=

sungen und dann in einer hellen Winternacht schlaflos ihr todtes Herz in der prächtigen Enfilade ihrer Gemächer spazieren geführt hat, stundenlang, ertönt plötzlich ein Lied unter ihrem Fenster, ein bekanntes polnisches Lied:

„O gwiasdeczko!
O! du mein Stern!"

Sie horcht und fühlt sich seltsam ergriffen von der weichen, tiefschwermüthigen Melodie, sie möchte die Worte kennen zu dem stummen Schmerze dieser Melodie. Sie öffnet rasch ein Fenster.

Vergebens. Der Sänger verstummt und ist nirgends zu entdecken.

Aber die nächste Nacht wiederholt sich die originelle Scene. Das Lied ertönt, getragen von einer tiefen, schönen, herzzerreißenden Männerstimme:

„O! du mein Stern!"

Das schöne Weib tritt im fürstlichen Pelz, die schwarzen Locken in den weißen Hermelin niederwallend, auf den beschneiten Balkon, und das Lied verstummt und Niemand ist zu entdecken.

So jede Nacht.

Endlich ist der Prinz einmal abwesend, in einer geheimen Mission in Konstantinopel, und Olympia benutzt dies, um den geheimnißvollen Sänger zu entdecken; sie liebt ihn nicht, sie fühlt nicht einmal Mitleid mit

ihm, aber seine Zurückhaltung macht ihn ihr interessant.

Wieder ertönt das Lied, diesmal klingt aber die Thüre oben nicht.

Der Sänger scheint darauf zu warten, dann beginnt er die zweite Strophe; in diesem Augenblick tritt Olympia verschleiert aus dem Schatten des Portales hervor. Vor ihr steht ein schlanker junger Mann mit schönem, aber leidendem, bleichem Antlitz.

„Diesmal entkommen Sie mir nicht", beginnt die Sängerin.

Der Unbekannte zieht den Hut ab und steht vor ihr entblößten Hauptes.

„Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, Ihnen selbst für Ihre seltsamen Serenaden, für das Lied, das in meinem Herzen Wurzeln geschlagen hat, zu danken; aber — wollen Sie mir Ihren Arm geben, ich erfriere hier trotz meines Pelzes."

Der Unbekannte gehorchte schweigend, und bald saßen sie sich, in dem kleinen, warmen Salon der Sängerin, gegenüber.

„Sie sind ein Pole?"

„Ja."

„Und das Lied, das Sie Nacht für Nacht unter meinen Fenstern sangen?"

„Ist ein polnisches Lied."

„Und was bestimmte Sie —"

„Sie finden mich gewiß sehr komisch."

„Wie können Sie glauben! Im Gegentheil, Sie sind der erste Mann, der sich mir nähert, ohne mich im ersten Augenblicke zu langweilen."

„Das wäre etwas", sagte der junge Pole, schmerzlich lächelnd.

„Und Sie sind ein Künstler?"

„Ein Poet."

„Also eine Phantasie, eine Grille —"

„Nein, gnädige Frau, weit mehr", sprach der Poet sehr ernst.

„Liebe vielleicht!" lächelte Olympia.

„Ja, Liebe."

Die Sängerin zuckte die Achseln. „Ich glaube nicht daran", murmelte sie.

„Ich verlange es auch nicht", erwiderte der junge Pole.

„Sie legen also keinen Werth auf meinen Besitz?" rief die Italienerin beinahe zornig.

„Ich würde mein Blut, mein Leben darum geben, Sie zu besitzen", rief der junge Pole, seine dunklen Augen loderten zugleich in so wahnsinniger Begeisterung, daß die Sängerin ihm einen Augenblick glaubte, aber nur einen Augenblick, dann zuckte wieder jenes

weltmüde höhnische Lächeln um ihre Lippen, das ihr so pikant ließ.

„Sie sind unvorsichtig", sprach sie gelassen; „wenn ich Sie beim Worte nähme?"

„Thun Sie es, bei Gott und allen Heiligen, thun Sie es", schrie der junge Pole auf und warf sich zu ihren Füßen.

„Nein, nein", stammelte Olympia, der es zum ersten Male in ihrem Leben an der gewöhnlichen Kaltblütigkeit fehlte, „heute nicht, doch Sie werden von mir hören; aber verlassen Sie mich jetzt, ich bitte Sie, Sie sehen, ich bin außer mir."

Der junge Pole küßte, noch immer knieend, den Saum ihres Gewandes, erhob sich dann rasch und eilte davon.

Olympia blieb wie im Traume verloren in der Mitte ihres Salons stehen.

Von unten tönte noch einmal das wehmüthige Lied: O! du mein Stern! zu ihr hinauf, dann wurde es still.

Sie war nahe daran, hinauszustürzen auf den Balkon, ihn zurückzurufen, aber sie that es doch nicht.

In der nächsten Nacht wartete sie vergebens auf das Lied des Poeten, es blieb Alles still und so auch weiter, Nacht für Nacht.

Monate waren vergangen, die schöne lebensmüde Sängerin war der Welt entflohen, sie hatte sich auf ein einsames Schloß in der Ukraine zurückgezogen, das gleich einer Oase orientalischer Märchen in einer weiten Steppe lag.

Hier stand sie in einer schwülen Sommernacht auf der Terrasse im weißen Gewande, vom kalten Mondlicht geisterhaft umflossen, als auf einmal ganz nahe in den Lorbeerbüschen das Lied ertönte: O! du mein Stern!

Sie täuschte sich nicht, es war seine Stimme, sie eilte die Stufen in den Garten hinab, sie rief ihn — da lag er plötzlich zu ihren Füßen.

„Ich bin Dir gefolgt, mein Stern“, rief er, „zu Fuße, durch Wälder und Steppen bis hierher gefolgt, um bei Dir zu sterben.“

„Sprich nicht vom Sterben“, murmelte sie.

„Ich will sterben, damit Du an Liebe glaubst, an meine Liebe“, sprach der junge Pole, wie in Verzückung.

„Damit ich an Liebe glaube“, murmelte sie mit einem unheimlichen Lächeln. „Ja, das wäre ein Glück, das ich nie gekannt, aber wie soll ich glauben? Ja — es wäre möglich — wenn Du —“ Ein dämonischer Entschluß blitzte in ihrem dunklen Auge auf.

„Ich will Dein sein", sagte sie dann stolz und kalt, „wenn Du Dein Leben dafür geben willst."

„Ich will es."

Die Italienerin sah ihn zweifelnd an und winkte ihm dann stumm, ihr zu folgen. In ihrem Schlafgemache füllte sie einen goldenen Becher mit einem braunen Saft. „Dies ist Gift", sagte sie lauernd; „wenn Du dies trinkst, bist Du bis zum Morgen todt."

„Gib", flehte der Pole.

„So sei es denn", sagte sie und reichte ihm den Becher, den er mit Hast ergriff und begeistert an die Lippen setzte.

„Auf Dein Wohl."

„Und auf Deines", rief die Italienerin, ihm den Becher wegreißend.

„Was thust Du?" rief er.

„Ich sterbe mit Dir", sagte sie. Schon hatte sie den Becher geleert, langsam entglitt er ihrer Hand, lange haftete ihr Auge mit tiefer unbeschreiblicher Rührung auf dem jungen Polen, dann warf sie sich plötzlich weinend an seine Brust.

„Ich liebe Dich", flüsterte sie, „ich bin glücklich das erste Mal. — Singe mir noch einmal das Lied", bat sie.

Noch einmal sang er das: „O! Du mein Stern!“ und sie begleitete ihn leise.

Dann wurde es still im Gemach. Das rothe Frühlicht aber beschien zwei Todte, welche sich umschlungen hielten in namenloser Liebe, und spielte wie Blut um ihre bleichen seligen Gesichter.“

XIV.

Der gelbe Koffer.

Ich habe mich in früherer Zeit, wie ich noch sehr jung und unerfahren war, oft um das Schicksal der alten Damen beim Theater lebhaft bekümmert. Die jungen und hübschen Damen, dachte ich mir, die haben erstens immer eine bei weitem bessere Gage und dann sind Mäcene da, welche junge Talente — protegiren und heranbilden; aber eine Heldenmutter von fünfzig Jahren, auf deren Wangen nur noch die Rosen schlechten Rothweins blühen, mit braunlackirter Tabaknase und Zahnlücken — an der ist doch nichts mehr heranzubilden.

Was beginnt so eine arme pensionirte Theaterschönheit mit kleiner Gage, um ihren Hunger zu stillen und sich vor Kälte zu schützen?

Aber da begegnet mir unsere komische Alte, auch eine Löwin der Bühne vor fünfzig Jahren, die jetzt auf denselben Bretern, wo sie einst als Königin von sechzehn Jahren, Pfefferrösl und Käthchen von Heilbronn stand, die Marthe Schwerdtlein und die Theodolinde im „Wespe“ spielt, und sie macht in ihrem schwarzen Seidenkleide und ihrem Sammtmantel einen sehr anständigen Eindruck, ja wie sie ihr Wachtelhündchen an der blauseidenen Schnur führt und dabei so ehrbar thut, kann man sie für eine alte Gräfin halten, welche Peterspfennige sammelt. Sonderbar! Wie fängt denn die gute ehrbare komische Alte das an, daß sie noch weit vornehmer und zufriedener aussieht als die jüngsten und hübschesten Theaterprinzessinnen? Später, als ich mit der ewigen Walpurgisnacht der Theaterwelt vertrauter wurde, hat sich mir dieses Räthsel sehr bald und sehr einfach gelöst.

Dieselbe Rolle, welche eine gute Mutter bei ihrer heirathslustigen Tochter auf Promenaden, Bällen, Soiréen und im Theater spielt, fällt in der Bühnenwelt der Schauspielerin zu, welche über die Jahre hinaus ist, wo Amor sein loses Spiel treibt.

Sie dient zwar auch dann dem muthwilligen Gotte, aber in anderer Weise. Sie ist die Vertraute, der Schutzengel, die Theatermutter oder Theatertante der jungen Schauspielerinnen, ihre lebendige Zeitung, ihr

Orakel, und von jedem Lorbeerkranze, den die letztern erhalten, fällt für sie ein Blättchen ab, von jedem Schmuck ein Steinchen, und der Sammt, den einer ihrer Schützlinge zu einem Mantel bekommt, langt immer noch zu einer Mantille für sie.

In unserer lustigen Geschichte spielt außer einem Koffer, welcher jedoch nur als stumme Person auftritt, eine solche Theatermutter die wichtigste Rolle, denn sie ist es, welche den Knoten schürzt.

Es ist Winter, wir befinden uns in einer großen Fabrikstadt des nördlichen Böhmen, in der kleinen, aber sehr comfortabel eingerichteten Wohnung der Frau Weinkopf.

An den Wänden Portraits berühmter Künstler und einstiger Verehrer, darunter ein merkwürdiger Husar mit riesigem schwarzen Schnurrbart, aber ohne ein einziges Haar auf dem Kopfe. Auf dem Tische vor dem Kanapee dampft die Kaffeemaschine. Frau Weinkopf, eine üppige Blondine zwischen fünfzig und sechzig, in einer blutrothen Sammtjacke mit Spiegeln auf dem Rücken und an den Ellenbogen, ist eben im Begriffe, ihre Tasse zu füllen, da tritt Herr Hügel, ein reicher, noch junger und hübscher Kaufmann, ein, sehr elegant und sehr höflich.

„Ah, welche Ueberraschung", ruft ihm Frau Weinkopf entgegen. „Herr Hügel, was gibt mir die Ehre?"

„Sie kennen mich?“ staunt der elegante Kaufmann.

„Wer sollte Sie nicht kennen?“ erwidert Frau Weinkopf. „Sie, einer unserer ersten Crösusse und Kunstfreunde — aber ich bitte, nehmen Sie doch Platz.“

Herr Hügel setzt sich. „Ja, ich bin ein glühender Verehrer der Kunst“, sagt er.

„Und der Künstlerinnen“, fällt ihm die längst verbleichte Blondine ins Wort; „man hat in den Zwischenpausen auf der Bühne Gelegenheit, so Manches zu beobachten.“

„Sie irren sich“, erwidert Hügel, „mein Interesse für das Theater ist ein ganz objectives.“

„Ja wohl, das versteht sich“, lachte Frau Weinkopf, „und das Object heißt Fräulein Luna.“

„Nun, ich kann nicht leugnen, daß diese junge Dame sehr schön ist“, meint der Kaufmann. „Ihre imponirende Gestalt, ihr römisch edles Profil und ihre schwarzen Sammtaugen haben mich im ersten Augenblicke —“

„Wie begeistert Sie von ihr sprechen“, fällt Frau Weinkopf ein. „Die Luna wird eine große Freude haben, wenn ich ihr erzähle —“

„Sie werden ihr doch nicht sagen —“

„Warum nicht? Luna weiß es längst, daß Sie

sich für sie interessireu und ich darf Ihnen verrathen, daß sie Sie sehr hübsch findet, Herr Hügel."

„Bitte, bitte."

„Sehr hübsch, das versteht sich übrigens von selbst, auch ich finde Sie sehr hübsch, Herr von Hügel."

„O! Sie schmeicheln — aber Fräulein Luna kommt wohl oft zu Ihnen?"

„Glauben Sie das ja nicht", seufzt die mütterliche Freundin der schönen jungen Schauspielerin, „es sind da Verhältnisse, aber Sie werden Sie dennoch sehen uud sprechen, lieber Hügel, ich mache es möglich, ich —"

„Ich werde Ihnen ewig dankbar sein", erwidert der junge Kaufmann, „aber Sie kennen die Rücksichten, welche ich zu beobachten habe, wir müssen jedes Aufsehen vermeiden."

„Natürlich", sagt Frau Weinkopf, „die Luna muß ja auch auf ihrer Hut sein, der Regisseur, der Felsenberg, hat in ihr ein großes Talent entdeckt und beschäftigt sich sehr eifrig mit ihrer Ausbildung. Luna ist durch ihn sehr genirt. Sie verstehen mich doch, Herr Hügel —"

„Jawohl, Sie nehmen mir aber alle Hoffnung."

„Im Gegentheil, wäre Luna frei, sie würde prätendiren, an Ihrem Arme zu promeniren, in Ihrer

Inspectionszimmer gebracht, wo der Polizeicommissär ihrer harrt. Der kleine gelbe Koffer wird auf den Tisch gelegt.

„Ich bitte um den Schlüssel zu diesem Koffer", beginnt der Polizeicommissär zu Herrn Hügel gewendet.

„Der Koffer gehört dieser Dame", sagte der Kaufmann, „aber ich bitte, hier muß ein Mißverständniß obwalten, ich bin der Chef einer bekannten Firma aus * * * —"

„Ich bedaure sehr", entgegnet der Polizeicommissär, „aber — darf ich um den Schlüssel bitten, mein Fräulein?"

„Um den Schlüssel?" stammelte Fräulein Luna.

„Dieser Koffer gehört doch Ihnen", sagte der Commissär.

„Nein, mir nicht", erwiderte die Schauspielerin.

„Ja, wem denn?" meinte der Commissär.

„Ich dachte, er gehöre Ihnen, mein Fräulein", sagte der Kaufmann, „und da nahm ich ihn —"

„Ich sah es", fällt Fräulein Luna ein, „aber ich dachte, es sei Ihr Koffer."

„So?" lächelte der Commissär. „Es scheint also wirklich ein sehr komisches Mißverständniß. Der Koffer gehört einem Engländer und enthält zwanzigtausend Gulden. Der Eigenthümer fuhr mit Ihnen in * * * bis zum Bahnhofe, stieg aus, um seine Karte zu lösen,

und vermißte, als er zu dem Omnibus zurückkehrte, seinen Koffer. Da Sie allein mit ihm fuhren fällt sein Verdacht auf Sie, und hier ist sein Telegramm, worin er in Begleitung Ihrer genauen Personalbeschreibung um Ihre Verhaftung bittet."

„Aber Sie werden uns doch nicht für Diebe halten?" ruft der Kaufmann beleidigt. „Ich bin Hügel junior, Kaufmann in * * *. Die Verhältnisse meines Hauses sind bekannt genug, um mich von einem solchen Verdachte zu reinigen, wenn mein geachteter Charakter nicht genügen sollte."

„Haben Sie eine Legitimation?"

Der Kaufmann wühlt in seinen Taschen und findet zum Glück seine Legitimationskarte.

Der Commissär erklärt sich zufrieden, was Herrn Hügel betrifft, forscht jetzt aber desto eifriger nach dessen Begleiterin.

„Kennen Sie diese Dame?" fragt er.

„Jawohl."

„Der Name?"

„Fräulein Luna, Schauspielerin in * * *"

„Kennen Sie die Dame so genau, daß Sie für dieselbe einstehen können?"

„Ja, ich bürge für sie."

Der Polizeicomissar entschuldigt sich hierauf artig und entläßt die Beiden.

Am nächsten Tage ist es jedoch durch ein Telegramm des Prager Bahnhofscommissariates amtlich constatirt, daß Herr Hügel und Fräulein Luna zusammen nach Prag gefahren sind. Dem Telegramm folgt ein eingehender Bericht und als das glückliche Paar heimkehrt, setzt es zwei Scenen, welche mindestens ebenso unangenehm als dramatisch sind.

Wer aber zu der ganzen Geschichte lacht, das ist Frau Weinkopf, im Besitze ihrer türkischen Jacke, ihrer goldenen Tabatière und ihres türkischen Schmuckes, und wenn sie wieder als Schutzgeist einer jungen und schönen Collegin eine „Lustreise" arrangirt, warnt sie jedes Mal den Kunstfreund davor, in seiner Begeisterung fremde Koffer mitzunehmen.

XV.

Wie aus einem „Schicksl" eine gefeierte Sängerin wird.

Weißt Du lieber Leser, was ein Schicksl ist? Du denkst, ein kleines Judenmädchen, was ist da weiter dabei!

Aber Du hast auf diese Weise nur den abstracten, dürren, farblosen Begriff, Du mußt ein Bild haben.

Stelle Dir ein kleines hübsches impertinentes Ding weiblichen Geschlechtes vor, halbreif und überklug, speculativ bis in die Fingerspitzen, Tag und Nacht nur mit dem einen Gedanken beschäftigt, sich gut zu versorgen oder, wenn das kleine Ding Talent und Ehrgeiz hat, Carrière zu machen, und der Begriff gewinnt Fleisch und Blut. Ein Schicksl dieser kühn emporstrebenden Art ist es, dessen Lebenswege wir heute verfolgen werden.

Judith Rosenzweig, die Tochter eines kleinen Ge=

schäftsmannes in der Leopoldstadt in Wien, war vor etwa fünfzehn Jahren ein eben aufgeblühtes Mädchen mit dem frischen Zauber der Jungfräulichkeit auf Stirn und Wangen, keine Schönheit, aber eine anmuthige, pikante Erscheinung, voll Leben und Munterkeit. Unter ihren Reizen war einer besonders markirt, derselbe, welcher einem berühmten Venusbilde im Louvre einen humoristischen Beinamen eingetragen hat. Auf diese werthvolle Gabe der Natur baute das kleine schlaue Schicksl seine stolzen Pläne auf die Zukunft und nebenbei auch ein wenig auf das köstliche Metall, das in ihrer Kehle lag. Sie hatte seit ihrem dritten Jahre einen Bräutigam, den ihr nach alter Väter Sitte die Eltern gewählt hatten, sie selbst hatte zuerst mit ihm gespielt und sich herumgebalgt, dann mit ihm Goethe, Schiller, Heine gelesen, dazwischen Obst und Zuckerwerk genascht, das er ihr brachte, von ihm singen gelernt — er war nämlich Sänger im Tempel — und sich endlich an ihn gewöhnt. Sie verstand es prächtig, den Bund für das Leben mit ihm immer wieder aufzuschieben, ohne den guten jungen Mann, der sie herzlich liebte, ernstlich zu kränken, denn die Ehe mit ihm war am Ende doch auch eine Versorgung, wenn auch keine glänzende, ein Reserveglück, das sie sich für gewisse Fälle, wenn ihre kühnen Absichten scheitern sollten, aufbehalten wollte.

Als die kleine Rosenzweig durch den Unterricht ihres Bräutigams erst so weit war, daß sie überhaupt auf den Namen einer Sängerin Anspruch machen und an die höhere künstlerische Ausbildung ihrer schönen Stimme denken konnte, ging sie eines Tages, ohne daß ihre Eltern oder ihr Bräutigam nur im mindesten eine Ahnung davon hatten, auf eigene Faust in ihren besten Kleidern und einem ungarischen Hütchen, das besonders „fesch" auf ihren braunen Locken saß, zu einem berühmten Tenoristen, welcher lange Zeit in gleichem Maße der Liebling des Opernpublikums und der Damen Wiens war. Man erzählte von ihm eine ganze ebenso amüsante als belehrende Legende verliebter Abenteuer, die höchsten, stolzesten Damen stiegen aus ihrem aristokratischen Olymp zu ihm herab und wiederholten mit ihm die ganze Mythologie der Griechen und Römer. Unser Schicksl durfte also erwarten, daß der gefeierte Mann ebenso ein Auge für ihre Reize, wie ein Ohr für ihre Stimme haben würde, und sie täuschte sich nicht. Der Tenorist, welcher sie ziemlich ungalant im Schlafrock, die Cigarre im Munde, empfing, entschuldigte sich sofort für seine Nonchalance, als er das hübsche Mädchen mit den lebhaften Augen eintreten sah.

Er führte sie zu seinem Klavier und begleitete selbst ein paar Lieder und eine italienische Arie, welche er sie singen ließ, dann legte er die Cigarre weg, sah

das Schicksl einen Augenblick fest und forschend mit seinen schönen, geistvollen blauen Augen an und sagte endlich: „Wollen Sie etwas lernen?“

„Ich will Alles thun“, erwiderte das Mädchen, „Alles, was Sie mir rathen und von mir fordern, wenn Sie mir Hoffnung geben, daß aus mir etwas Ordentliches wird, keine gewöhnliche Sängerin, sondern etwas Besonderes.“

„Nun, wir werden sehen“, sagte der Tenorist, „ich selbst werde Sie unterrichten.“

„Sie wollten —“ Mehr brachte das Mädchen, das feuerroth geworden war, trotz seiner Keckheit nicht heraus; sie war so außer sich vor Seligkeit, daß sie dem berühmten Tenoristen am liebsten gleich die Hand geküßt hätte, aber sie bemeisterte sich und dankte endlich in gewählten und herzlichen Worten.

Der Unterricht begann.

Der gefeierte Tenorist gewann ein ganz besonderes Interesse an seiner stimmbegabten, talentvollen, pikanten Schülerin, und auch seine Frau, mit der er bisher trotz seiner galanten Abenteuer gut gelebt hatte, schloß das kleine Judenmädchen, das sie mit Schmeicheleien und Zärtlichkeiten beinahe erstickte, immer tiefer und inniger in ihr Herz.

Judith Rosenzweig, welche indeß einen volltönen=

den, einer classischen Dichtung entlehnten Namen angenommen hatte, war wie das Kind im Hause.

Plötzlich erfuhr die Frau des Tenoristen, daß ihr Mann seiner Schülerin eine Wohnung genommen und sehr elegant eingerichtet hatte.

Der Schlag traf ins Herz, sie konnte sie, sie konnte ihn nicht mehr sehen, unter Thränen und Flüchen löste sich ein Band, das bis jetzt weder durch Theaterleidenschaften, noch durch Faibles für Stubenmädchen, Köchinnen und Kassirerinnen, noch durch die Gunst von Gräfinnen oder Prinzessinnen alterirt worden war.

Und doch war das Verhältniß des gefeierten Tenoristen zu seiner Schülerin streng genommen ein unverfängliches.

Judith gab sich die Miene, seine Leidenschaft mit aller Glut zu erwidern, aber sie war dabei eine strenge, unnahbare Tugend — aus Speculation.

Statt durch den ihm von dem angebeteten Mädchen aufgezwungenen Platonismus abgekühlt oder ihr entfremdet zu werden, wurde der an Triumphe gewöhnte blasirte Mann, dem kein Weib widerstehen konnte, durch die jungfräuliche Kälte seiner Schülerin bis zum Wahnsinn gereizt.

Nicht selten lag er Tage, Nächte vor ihr auf den Knieen, flehte, schwor, weinte wie ein verliebter Knabe, geberdete sich unter ihren Küssen wie ein Rasender,

ohne daß es ihm gelungen wäre, sie zu rühren, wenn nicht ihre volle, hingebende Liebe, so doch ihr Mitleid zu erringen.

Sie lächelte heimlich zu seinen Qualen, denn sie verlor, so warm sie auch für den bezaubernden Mann fühlen mochte, nie das Ziel ihrer ehrgeizigen Selbstsucht aus den Augen; nicht einmal für eine Minute.

Und der Erfolg gab ihr Recht. Derselbe Mann, welcher andern schöneren und geistvolleren Frauen stets nach wenig Wochen den Rücken gekehrt hatte, lag Jahre zu ihren Füßen und an seiner Hand wurde sie, was sie werden wollte, eine ausgezeichnete Sängerin.

Sie begleitete ihn auf seinen Gastspielreisen und sang zuerst an einer Reihe kleinerer Bühnen mit außerordentlichem Erfolge, seine journalistischen Freunde machten tüchtig Reclame für sie und so betrat sie sehr bald unter seiner Aegide die heißen Breter des Hofopernthеaters, um auch hier durchzugreifen. Sie wurde engagirt und blieb es lange.

Jetzt regte sich in ihr ein wenig die Lust, die Schuld der Dankbarkeit an ihren getreuen Lehrer und Anbeter abzutragen, aber zu spät, die zart organisirte, nervöse Natur des berühmten Tenoristen hatte ihn im vollsten Sinne des Worts zu einem Opfer der Selbstsucht der kleinen Sängerin gemacht. Aus dem Liebeswahnsinn zu ihr wurde wirklicher Wahnsinn und zu

seinem Glücke folgte dem Wahnsinn in kürzester Zeit der Tod.

Die jungfräuliche Sängerin betrauerte ihn eben nicht zu lange.

Ein ungarischer Graf, welcher in dem Rufe enormen Reichthums stand, begann ihr den Hof zu machen, während sie selbst an einem armen, verschuldeten, aber schönen Studenten von athletischem Bau Gefallen fand.

Ihre Speculation nahm nun einen mehr weiblichen Charakter an.

Der ungarische Magnat besuchte sie zu allen Stunden des Tages, aber er war ein leidenschaftlicher Jäger und kühner Reiter; wenn er also fern von seiner hübschen Nachtigall jagte oder ritt, besuchte sie der Student, und dann sangen sie zusammen und spielten, tanzten und lachten und liebten sich.

Endlich kam die kleine Sängerin aber spielend und lachend in jene tragikomische Lage, in der man einen „Vater" sucht und zwar einen reichen und womöglich einen vornehmen Vater.

Diesmal war dieser Vater leicht gefunden; die liebenswürdige kleine Nachtigall hielt den Magnaten fest und dieser war so galant, sich mit dem größten Anstande düpiren zu lassen, aber er schien kein besonderes Verlangen nach weitern Vaterfreuden zu empfinden, vielleicht nur, weil dieselben ihm sehr kostspielig

erschienen, was übrigens bei ihm eine sehr subjective Anschauung war. Er verließ Wien, und Fräulein Rosenzweig konnte unter den reichen Anbetern, welche sich um sie bewarben, eine neue lucrative Wahl treffen. Diesmal war ein Krakauer Banquier der Beglückte.

Bis zu den Vaterfreuden des ungarischen Grafen brachte es der Pole mit dem deutschen Namen zwar nicht, aber dafür wurde er in den Armen der speculativen Nachtigall bankrott.

Es war ein trüber Herbsttag, als er Wien mit dem Eilzuge verließ, um den Anklagen seiner Gläubiger und dem „Mitgefühl" seiner Freunde zu entfliehen; und so eilig geschah diese Abreise, daß sogar seine Papiere in die Hände der Sollicitatoren und Gerichtsdiener fielen.

Ein humoristischer Concipient, welcher zu den Anbetern der Sängerin — aber nur vom Parterre des Hofoperntheaters aus — gehörte, durchstöberte dieselben nach den süßen Briefen der Nachtigall, in der Hoffnung, ein neues hohes Lied der Liebe zu entdecken, aber vergebens.

Die kleine Judith war so geistreich gewesen, als sie kommen sah, was alle Welt außer ihr überraschte, diese Briefe bei einem Morgenbesuche, den sie ihrem Freunde machte, mit eigenen Händen zu verbrennen, während er im Nebenzimmer Toilette machte.

Aber ihr großes Bild an der Wand in schwerem Goldrahmen konnte sie doch nicht „unbemerkt" entfernen, und auf dieses fiel jetzt der scharfe Blick des Concipienten.

„Keine Unterschrift", murmelte er, nachdem er dasselbe betrachtet, „merkwürdig!" Er nahm es hierauf von der Wand und aus dem Rahmen, da stand es nun auf der Rückseite: „Ernst ist das Leben, doch heiter ist die Kunst. Tausend Küsse von Deiner Dich ewig liebenden Judith Rosenzweig."

Der Concipient wußte nun wenigstens, wie lange die Ewigkeit nach der Erfahrung einer Sängerin währt: ein Jahr, drei Monate und fünf Tage.

Heiter ist die Kunst! Das Heiterste war, daß unsere Nachtigall sich zuletzt noch als eine Art Gläubigerin des durch sie bankrott gewordenen Banquiers gerirte und seine Equipage in bester Form mit Beschlag belegte, ja in den Tagen, da in Wien am lebhaftesten von ihr und dem Bankrott ihres Verehrers gesprochen wurde, in derselben im Prater spazieren fuhr.

Heiter ist die Kunst! Was kümmert unsere kleine Nachtigall der Bankrott des Polen, der Wahnsinn, der Tod des armen, liebeskranken Tenoristen! Sie hat einen einträglichen Namen, und es gibt noch immer Banquiers, die zu ihren Füßen liegen; sie hat Recht, wenn sie lacht.

XVI.

Flegeljahre eines Idealisten.

Der Reiz, welcher in der holden verschämten Jungfräulichkeit eines aufblühenden Mädchens für uns liegt, ist zum größten Theil ein sinnlicher, rein geistig dagegen ist jener, den uns ein junger Mann bietet, dessen unentweihte Seele, nur von der Schönheit der Welt erfüllt, noch nichts von ihrer Häßlichkeit weiß, dessen Herz noch vollkommen rein, dessen keuscher Geist nur erhabene Ideale nährt.

Mag immerhin Jean Paul diese Zeit die der geistigen Flegeljahre nennen und Heine ihren Charakter als Jugendeselei bezeichnen, sie ist doch die herrlichste, die einzige, welche uns vollkommen farbenfrisch in der Erinnerung bleibt und uns später für manche herbe Erfahrung unseres Weges wie für den Schmuz, den

wir auf demselben finden, zu entschädigen weiß, und Jeder, dem ihre heiligen Flammen um das lockige Haupt spielen, erscheint uns wie ein Wesen eigener, besserer Art.

Daß aber auch keine Zeit größere Gefahren für den Mann und seine Zukunft in sich birgt als gerade diese, ist leider ebenso richtig. Immer nur von Großem, Edlem und Reinem erfüllt, ist er nur zu sehr geneigt, dies auf die Dinge um sich zu übertragen und die Menschen und ganz besonders die Frauen in einem idealen Schimmer zu sehen.

Manchmal wird diese halb unbewußte Verhimmelung des Weibes zu einer förmlichen Scheu und Scham vor dem schönen Geschlechte und führt zu den seltsamsten Phantastereien und endlich zu ernsten Verirrungen.

Jugendliche Idealisten dieser Art schließen sich gern innig an einander und suchen instinctiv in einem schwärmerischen Freundschaftsbunde einen Ersatz für die Liebe, welche sie fliehen, sie wissen selbst nicht warum.

Es ist nicht so lange her, daß ein Idealist dieser Art einen Thron bestieg, ein junger Mann von seltener körperlicher Schönheit und nicht gewöhnlichen geistigen Gaben.

Einer Dynastie entsprossen, in welcher die Liebe für die Kunst eine Art Erbtheil ausmachte, wendete

sich seine Phantasie und sein Geschmack frühzeitig der Musik und vorzüglich der Oper zu.

Er zog einen bekannten Componisten an seinen Hof und beschäftigte sich einige Zeit mehr mit der Aufführung der Opern desselben als mit der Regierung seines Landes; er übertrug die hohe Begeisterung für das Talent, die reformatorischen Bestrebungen und die Werke seines Schützlings auf die Person desselben und brachte dem intriganten, selbstsüchtigen Mann die ganze Schwärmerei seines reinen Herzens entgegen.

Bald aber fühlte sich der junge Monarch enttäuscht; schon das Alter des Componisten stand einem Freundschaftsbündnisse, wie er es suchte, im Wege und noch weit mehr der kühle, weltmännische Verstand, mit welchem derselbe die Neigungen und Phantasien seines fürstlichen Protectors zu seinen zum Theil sehr persönlichen Zwecken auszubeuten wußte.

Ziemlich mißmuthig ging der junge Monarch, welcher derlei heimliche Spaziergänge liebte, einmal in einer hellen Mondnacht allein durch die Straßen seiner Residenz. Da schlug eine Stimme an sein Ohr, eine wunderbar süße Tenorstimme, die Stimme eines Weibes aus der Brust eines Mannes.

Es lag ein unfaßbarer Zauber in dem sanft bebenden Ton dieser Stimme, ein Zauber, der den jungen Monarchen schmeichelnd ergriff und, als er dem=

selben einige Zeit gelauscht, vollkommen gefangen nahm.

Es war ein Lied von Schumann, das die Stimme sang.

Der junge Monarch hörte es zu Ende, dann von der Sehnsucht ergriffen, den Menschen zu sehen, in dessen Brust diese Klangfülle wohnte, stürzte er in das Haus.

Er begegnete auf der Treppe einer alten Frau. „Wer singt hier so schön?“ fragte er.

„Das wird der Lieutenant sein“, erwiderte die Alte.

„Ein Lieutenant — was für ein Lieutenant?“

„Prinz * * *“

„Der singt so wunderbar?“

Die Alte sah den jungen Monarchen erstaunt an, schüttelte den Kopf und ging. Diesmal aber wartete unser gekrönter Idealist nicht ab, bis das Lied zu Ende war, sondern folgte, von den Tönen magnetisch angezogen, dem Klang der Stimme bis in das zweite Stockwerk des Hauses und stand plötzlich in dem Zimmer des Sängers.

Es war ein unbeschreiblicher Augenblick, als sich die Beiden erblickten. Der junge Reiteroffizier saß in hohen schwarzen Stiefeln, weißem Beinkleid ohne Rock und Weste am Klavier, kein Licht brannte

in dem Zimmer, nur der Mond schien voll und zauberhaft hinein, Dinge und Menschen in sein weiches, magisches Licht hüllend. Kaum achtzehn Jahre alt, bartlos und von schwarzen Locken umwallt, wie ein Mädchen, wär er ganz ungewöhnlich schön auch ohne den idealen Schimmer des Mondlichtes, sodaß der junge Monarch seinem dunklen Auge begegnend wie gebannt stehen blieb. Der Prinz hatte sofort den Eintretenden erkannt, aber er war nicht im Stande, sich zu erheben, bis der Monarch auf ihn zueilte und ihn enthusiastisch in seine Arme schloß.

Am nächsten Tage wurde Prinz * * * zum Adjutanten Seiner Majestät ernannt.

Der junge Monarch hatte gefunden, was er gesucht, eine gleichgestimmte Seele, einen Idealisten von gleicher Reinheit und gleichem Schwunge.

Der Prinz mied die Frauen gleich ihm, er war gleich ihm nur mit großen Plänen, Gedanken und Gefühlen erfüllt und liebte die Musik, die Oper und die Werke des Componisten, welchen der Monarch so auffallend in seinen Schutz genommen hatte, mit wahrer Leidenschaft.

Kann man erstaunen, daß zwischen diesen beiden idealen Naturen, diesen zwei jungen Männern, deren leibliche Schönheit ihrer seelischen vollkommen entsprach, eine exentrische Freundschaft entstand?

Der Monarch konnte bald ohne seinen Adjutanten nicht mehr leben. Dieser mußte den ganzen Tag um ihn sein, in seinem Arbeitscabinet wie in seinem Wagen, zu Pferde oder in der Loge stets an seiner Seite, er speiste mit ihm, und schlief mit ihm in einem Zimmer.

Aber es gab doch in der Residenz am Hofe tausend Rücksichten zu beobachten. Um daher manchmal ganz frei und sorglos seinen holden Phantasien leben zu können, zog sich der Monarch von Zeit zu Zeit auf eins seiner Lustschlösser zurück, das in geringer Entfernung von der Hauptstadt an einem herrlichen See liegt. In der Mitte derselben befindet sich eine kleine Insel, nach den Wasserlilien, welche sie umgeben, die Lilieninsel genannt.

Hier wurden dann die Träume der beiden Idealisten lebendig, hier waren sie dann nicht mehr der Monarch und sein Adjutant, sondern Tristan und Isolde, Tanhäuser und Elisabeth, und einmal, in einer märchenhaften Vollmondsnacht, sahen Bauern, die aus der Schenke kamen, erstaunt einen kleinen Kahn, von einem Schwan gezogen, über das silberbeglänzte Wasser gleiten, und in dem Kahne aufrecht einen jugendschönen Ritter, in seiner Rüstung schimmernd wie ein Cherubim, und an dem Ufer der Lilieninsel breitete ein junges schönes Weib mit schwarzen wehenden Locken in weißseidenem Brautgewande die Arme nach ihm aus.

Die Bauern bekreuzten sich und kehrten um.

Einer oder der andere erzählte das seltsame Märchen in der Beichte und auf einmal stand es in einem klerikalen Blatte gedruckt und es gab großen Lärm im Lande.

Aber der Monarch kümmerte sich ebenso wenig um den Tadel im Volke wie um den Eclat am Hofe. Eine Furcht nur erfüllte die beiden Freunde, die Furcht, daß etwas zwischen sie treten und sie trennen könnte — ein Weib.

In der Residenz war um jene Zeit ein zweites Theater entstanden, ein sogenanntes Volkstheater, das indessen vorzugsweise auf die Sinnlichkeit seines Publikums speculirte, ein Tempel Offenbach's und der Pariser Sittenkomödie.

Der Hauptberuf desselben bestand darin, allabendlich eine Collection der schönsten Mädchen vor die Rampe zu stellen, eine Art Frauenmarkt für die Cavaliere vom Wappen und vom Curszettel.

Obwohl gewisse officielle Rücksichten den Monarchen und seinen Adjutanten zwangen, dieses Theater von Zeit zu Zeit zu besuchen, thaten sie es doch beide nie ohne Furcht und Widerwillen und insbesondere den jungen Monarchen quälte es gleich einer bösen Ahnung, daß er hier seinen Freund verlieren werde.

Und doch wurde keins der schönen Mädchen in

allen Farben, roth, blond, schwarz, braun, dem Prinzen gefährlich, der gefürchtete Pfeil Amor's kam von einer Richtung, aus der ihn Niemand erwartet hätte.

Eines Abends — der Monarch und sein Adjutant befanden sich durch einen unglücklichen Zufall in der Hofloge — trat eine Sängerin auf.

Sie hatte zuerst hinter der Scene zu singen. Als die ersten Töne ihrer Stimme an das Ohr des Prinzen schlugen, wurde er unruhig, und je mehr sie sang, um so mehr, und als die Sängerin heraustrat, saß er da wie verloren und wandte kein Auge von ihr. Es war der unheilvolle Augenblick, in welchem für ihn auf die heitern Sonnentage des Idealismus die tragikomischen Flegeljahre desselben folgen sollten.

Die Sängerin sang nicht übel, das war das Beste an ihr und dann ihr volltönender italienischer Name; eigentlich war sie aber eine Wienerin, hieß Kreuzberg und war weder jung noch schön.

Ja, es gab Leute, welche sie geradezu häßlich fanden, und ihre lange Buckelnase gab den Colleginnen willkommenen Anlaß, sie nach dem kleinen muntern Papagei, welcher mit seinem bunten Gefieder die beschneiten Zweige unserer winterlichen Wälder belebt, Fräulein Kreuzschnabel zu nennen.

Und diese Antipodin der Venus von Milo war es, welche unsern armen Idealisten so rasch und so voll-

ständig bethörte, daß er um sie und ihre Liebe die Freundschaft eines Monarchen und des edelsten Herzens in den Wind schlug.

Seinem hohen Freunde fiel zuerst eine gewisse Einsilbigkeit, eine geheimnißvolle Trauer an dem Prinzen auf. Er drang in ihn, sich ihm anzuvertrauen, aber er fand ihn nicht so mittheilsam wie sonst.

Der Prinz antwortete auf seine angstvollen Fragen mit leeren Ausflüchten.

Bald begann er nachts heimlich den Palast zu verlassen. Dem Monarchen entging dies nicht, aber er war mit Recht zu stolz, es zu bemerken. Bald erfuhr er, daß der Prinz in jenen Stunden, wo er sich wegstahl, zu den Füßen der Sängerin, des verspotteten Kreuzschnabels, lag, und er erfuhr zu gleicher Zeit, daß kein Weib der Liebe seines Freundes unwürdiger war als gerade dieses.

Er versuchte den Prinzen aus ihren Fesseln zu befreien, aber dies führte nur zur Entzweiung zwischen ihnen, ohne den Zauber zu brechen, den die Sängerin auf denselben übte.

Es war wie ein Fluch des schönen Geschlechts, das er so lange beinahe feindselig gemieden, daß der Prinz dem ersten Weibe, mit dem er in intimere Berührung kam, zum Opfer fallen mußte, und daß dieses Weib, das er nicht etwa liebte, sondern anbetete und

anschwärmte wie ein Idealist, in einem häßlichen Körper auch eine häßliche Seele bergen mußte.

Sie liebte den Prinzen ebenso wenig, als sie ihre frühern Anbeter geliebt hatte, sie speculirte mit seiner Leidenschaft, wie es nur ein schlechtes, herzloses, gemeines Weib vermag, und indem sie dem schönen, geistvollen, phantastischen Mann, der jedes weibliche Herz in der Residenz höher schlagen machte, eine erbarmungslose Kälte entgegensetzte, gab sie sich in seinen Augen zugleich den Strahlenkranz der Tugend und steigerte sein Gefühl bis zu jenem Grade, wo der genialste Mann von dem dümmsten Weibe am Seile geführt wird, gleich einem Tanzbären.

Eines Tages erklärte der Prinz, welcher noch minderjährig war, seinen Eltern, er liebe die Sängerin und werde sie heirathen.

Sein Vater lachte, seine Mutter weinte bei dieser Eröffnung. Es gab eine Reihe heftiger Conflicte.

Der Monarch intervenirte nur, um seinen unglücklichen Freund noch mehr gegen sich aufzubringen.

Als der Prinz aber einmal gewiß war, daß er auf diesem Wege nicht zu seinem Ziele gelangen werde, warf er seinen Namen und sein Porteépée von sich, floh mit der Geliebten in ein Nachbarland, ließ sich heimlich mit ihr trauen und betrat mit ihr die Bühne.

Zwei Jahre blieben seine Einkünfte vollkommen

aus, seine Frau ertrug diese Prüfungszeit indeß mit einer Geduld, welche den Prinzen noch fester an sie fesselte.

Und doch war sie nur klug, sehr klug.

Sie wußte, daß er mit seinem vierundzwanzigsten Jahre in den Besitz eines großen Vermögens treten und seine Ehe zugleich legal werden würde. Ihre Speculation hat sie nicht betrogen.

Vielleicht kommt der Mann, den sie bethört hat und der im Glauben, gut und treu zu handeln, für ein Phantom die heiligsten und reellsten Bande zerrissen hat, noch einmal zu sich, vielleicht auch nicht.

Seinen Freund, den jungen schwärmerischen Monarchen, hat die herbe Erfahrung indeß auf den richtigen Weg gelenkt. Er beginnt neben den Schönheiten der Kunst, welche ihn bisher ausschließlich begeistert, die ernsten Aufgaben des Lebens und der Regierung zu erfassen, und die Art und Weise, wie er in neuerer Zeit in wichtigen politischen und religiösen Fragen energisch die Initiative ergriffen hat, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er auch hier, wie in der Kunst, mit seinem glühenden Herzen nur große und ideale Ziele verfolgen wird, und so wird sein oft getadelter Idealismus noch einst ein Segen werden für sein Volk.

XVII.

Der Insurgent.

O die Glücklichen, die ewig jung bleiben und nie sterben wollen, denen die Erde als das brillanteste Vergnügungslokal der Schöpfung, das Leben als ein Gut von unberechenbarem Werthe erscheint, welche nichts von Weltschmerz und Verachtung des Daseins wissen, die über den Werther lächeln können, über den Hamlet und Faust.

Wir kennen einen Mann dieser Art in Wien, welcher sehr reich und auch in gewissem Sinne vornehm ist.

Er ist beinahe siebzig Jahre und noch immer jung. Sein Haar und sein Bart sind glänzend schwarz. Was thut es, daß Jedermann behauptet, der Börsenbaron besitze nicht einmal die drei historischen Haare Bismarck's auf seinem kahlen Schädel und sein schöner

englischer Cotelettenbart sei nur ein Anhang jener vortrefflichen Perrücke? Der Schein der Jugend ist die Jugend selbst, wie bei gewissen Frauen der durch eine glänzende und geschmackvolle Toilette hervorgebrachte Schein der Schönheit dieselben erotischen Effecte hervorbringt wie diese selbst.

Er ist nahe an siebzig Jahre und noch immer jung, man sieht ihn im strengsten Winter sogar stets nur in der feinsten Salontoilette reiten und promeniren, im offenen Gilet und Frack; was thut es, daß sein Kammerdiener und sein Schneider erzählen, er sei unter seinem Salonkleide von oben bis unten in Rehleder und Flanell eingenäht?

Es gibt Leute, welche den Aberglauben haben, daß sie nur fleißig an den Tod zu denken, sich angelegentlich mit demselben zu beschäftigen und täglich von ihrem baldigen Absterben zu sprechen brauchen, um sich ein langes und fröhliches Leben zu sichern. Ist die Theorie richtig, so muß unser Börsenbaron einige hundert Jahre alt werden.

Er unterhält seine Gäste beim Diner mit einer besondern Vorliebe von seinen Anordnungen für den Fall seines Todes. Seine Partezettel sind seit Jahren gedruckt, nur das Datum des Sterbetags ist auszufüllen.

Damit hält sich unser Held indeß noch lange nicht

genug assecurirt gegen Freund Hein. Er hat demselben geradezu eine Behausung in seinem Palais eingerichtet, in welchem er demselben täglich seine Ovationen darbringt.

Unmittelbar neben dem sybaritisch eingerichteten Schlafgemache des Börsenbarons ist ein großes Zimmer vollkommen schwarz ausgeschlagen und der Boden desselben mit schwarzem Tuch belegt. In der Mitte steht, von sechs großen massiven silbernen Leuchtern umgeben, ein prachtvoller Katafalk und auf demselben der offene Sarg des ewig jungen Mannes.

In diesem Sarge pflegt er nach einem lucullischen Mahle sein Nachmittagsschläfchen abzuhalten. Es ist dies eine Art Abschlagszahlung, welche er Freund Hein auf den ewigen Schlaf leistet und durch die er sich noch für einige Zeit von demselben loszukaufen hofft.

Zu den Füßen des Katafalks steht ein Betstuhl.

Mit diesem Betstuhl hat es eine eigenthümliche Bewandtniß. Der Börsenbaron spielt sich zwar gern in Schriftsteller- und Gelehrtenkreisen auf den Atheisten hinaus, aber in Gesellschaft von Grafen, Baronen, Rittern und Damen und insbesondere, wenn er mit sich allein ist, hat er vor unserm Herrgott einen ganz außerordentlichen Respekt. Den Mann mit der Sense sieht er für eine Art Portier des „Alten“ im Himmel

an, mit dem auf gutem Fuße zu stehen stets viel wichtiger ist, als mit dem Herrn des Hotels selbst, aber ganz vernachlässigen darf man den „vom Sinai" doch nicht.

Also der Betstuhl. Lange Zeit beunruhigte es das sonst so lebensfrohe Gemüth unseres Helden in Rehleder und Flanell, daß es ihm nicht gelingen wollte, das Problem zu lösen, zugleich im Sarge zu liegen und an seiner eigenen Leiche zu beten.

Endlich kam er auf ein anmuthiges Auskunftsmittel.

Er miethete sich Leichen und zwar, damit die Sache stets ihr Angenehmes behalte, noch lebende, in der Regel Damen, welche sonst zu andern, heiterern Zwecken verwendet werden.

Er wählte unter denselben stets die jüngsten und hübschesten, kleidete sie ganz in schwere weiße Seide, schmückte ihre Locken, auf denen sonst ein fescher Kalpak oder sonst ein verwegener weiblicher Flibustierhut saß, mit einem keuschen Schleier und einem Myrtenkranze und ließ sie sich mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen in seinen Sarg legen, während er selbst sich in dem mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen und mit Silber verzierten Betstuhl in die Kniee warf und betete, und zwar so inbrünstig, daß er endlich Thränen vergoß und schluchzend der halbverstorbe-

nen Tochter der Freude wie einem theuern Abgeschiedenen Hände und Füße küßte.

Und so schwindelte er sich gleichsam am Grabe vorbei und ist jetzt an siebzig Jahre alt und noch immer jung.

Aber was helfen Haar und Bart und das offene Gilet bei zwanzig Grad Kälte am Ende, wenn Amor seine Fackel verlöscht?

Auch dieser bartlose heidnische Gott sollte betrogen werden, wie der alte christliche mit dem großen Barte.

Zu dem Schein der Jugend stimmt der Schein der Liebe vortrefflich.

Unser Börsenbaron mußte selbstverständlich seine Dame haben, nicht etwa eine reife Freundin, welche mit ihm Piquet spielte oder über Constellationen des politischen Horizontes sprach, nein, eine Tänzerin, deren mit allem modernen Luxus eingerichtete Wohnung, deren verschwenderisches Leben und deren fürstliche Toilette er bezahlte. Sein Verhältniß mit der feurigen Italienerin, welche zwar nicht mehr jung, aber dafür noch immer sehr reizend und sehr verliebt war, war zwar sehr unschuldig, aber er bezahlte die enormen Kosten desselben sehr gern, denn sie gaben ihm ja den Schein der Jugend, ja mehr noch, ein Mann, der eine Geliebte hat, ist wirklich jung. Und so blieb er jung, trotzdem er nahe an siebzig war.

Das Verhältniß des Börsenbarons und der Italienerin bestand eigentlich darin, daß nach der Vorstellung im Opernhause ein unnumerirter Fiaker auf den ewigen Jüngling wartete und ihn zu dem Hause der Tänzerin führte; galant trat der Börsenbaron im Frack und offenen Gilet in den Salon der noch immer pikanten Satanella und überreichte ihr, Abend für Abend, ein kleines Veilchenbouquet, indem er sie zugleich vertraulich auf die Stirn küßte. Sie nahmen dann zusammen den Thee und plauderten und nach Mitternacht stieg der Baron wieder in seinen unnumerirten Fiaker und fuhr nach Hause, um zu schlafen, aber jetzt nicht in seinem comfortablen Sarge, sondern in seinem noch bequemern Bette.

Böse Zungen behaupteten zwar, daß Satanella zu andern Tageszeiten noch andere, minder unschuldige Besuche, zum Theil sogar sehr hoher Herren empfange, aber dies verleumderische Schlangengezisch drang nicht bis zu den Ohren des ewig Jungen und er schlief nach wie vor in seinem Sarge ruhig den Nachmittagsschlaf des Gerechten.

Da geschah es, daß die Habitués des Opernhauses eines Abends aufgeschreckt wurden durch die fragwürdige Gestalt eines neuen Ankömmlings, welcher sans gêne mitten unter ihnen im Parquet in einer der ersten Sperrsitzreihen Platz nahm und fortan Abend

für Abend auf demselben Fauteuil erschien, was um so merkwürdiger war, als man aus bester Quelle erfuhr, daß er denselben nicht abonnirt hatte.

Es war ein blasser Jüngling mit edlem Profil, schwarzen Locken und feurigen Augen, hoch und schlank gewachsen, beinahe schön zu nennen, stets in demselben schwarzen, reichverschnürten Rocke.

Die Habitués zerbrachen sich lange den Kopf über diese neue Erscheinung, sie forschten bei Billeteurs und andern Eingeweihten, vergebens, Niemand kannte ihn.

Aber das Ding wollte doch einen Namen haben. Da es gerade zur Zeit der letzten polnischen Revolution war, so zweifelten die Habitués endlich nicht mehr, daß der blasse Jüngling, welcher mit Niemand sprach, sondern stets schwermüthig auf seinem Sperrsitz saß, ein flüchtiger Pole vornehmer Abkunft sei, und nannten ihn fortan den Insurgenten.

Bald bemerkten indeß die Habitués, welche Alles bemerken, was zu bemerken ist, und manchmal noch etwas dazu, daß der Insurgent jedesmal, wenn Satanella tanzte, mit ihr Blicke wechselte, die nicht mißzuverstehen waren, und dabei immer schwermüthiger und blässer wurde.

Es galt endlich als ausgemachte Thatsache, daß eine von dem in seinem wohlwattirten Sarge selig schlafenden Börsenbaron nicht geahnte mysteriöse Be-

ziehung zwischen der Tänzerin und dem blassen Jüngling bestand, welche allem Anschein nach doch etwas mehr als die politische Sympathie der Italienerin für den unglücklichen Polen war.

Plötzlich entdeckte ein Bösewicht, welcher mit der Tänzerin in einem Hause wohnte, dessen Fenster indeß auf den Hof gingen, daß er keinen Geringern als den interessanten Polen, den Insurgenten des Opernhauses, zum vis-à-vis habe. Sofort wurden Nachforschungen eingeleitet, mit einem Eifer und einem Raffinement, welche dem seligen Felsenthal alle Ehre gemacht hätten, und das Resultat war, daß der Pole wirklich ein Pole war, ferner, daß derselbe vor einigen Wochen bereits in demselben Hause, in welchem Satanella glanzvoll im Vordertract wohnte, ein bescheidenes Stübchen im Hinterhause gemiethet und daselbst mit seiner sehr bescheidenen Garderobe eingezogen sei, endlich, daß er von Niemand Besuche empfange, überhaupt sehr still und eingezogen lebe.

Unser Felsenthal des Opernhauses gab sich indeß mit diesen zum Theil theuer bezahlten Entdeckungen durchaus nicht zufrieden.

Auf einmal hieß es im ganzen Hause, es „geistere" in demselben, obwohl das Haus ganz neu war und weder Blutschuld noch sonst irgend eine Schuld auf demselben haftete.

Es gab da unterschiedliche böhmische Köchinnen, denen eine weiße Gestalt in den Gängen begegnet war, welche, als sie sich bekreuzten, durchaus nicht in Nebel zerfließen wollte, und sogar der Hausmeister, ein Freigeist im schönsten Sinne des Wortes, wie es alle Wiener Hausmeister sind, behauptete, daß, wenn alle Lichter im Hause verlöscht seien, plötzlich ein irrendes Flämmchen gleich den feurigen Seelen der Nonnen in „Robert dem Teufel“ in den Gängen, auf den Treppen auf und ab schwebe.

Dies genügte dem Bösewichte, sich noch in derselben Nacht ernstlich auf die Lauer zu legen und zwar in Gesellschaft zweier lockern Freunde, welche gleich ihm eifrige Besucher des Opernhauses und mit dessen Chronik innig vertraut waren.

Sie beschlossen, dem seltsamen Geistesspuk auf die Spur zu kommen.

Zu dem Zwecke verfinsterten sie das Zimmer, in dem sie ihr Observatorium aufgeschlagen hatten, und legten sich, mit den herrlichsten Operngläsern bewaffnet, in die Fenster.

In dem gegenüberliegenden Zimmer des Insurgenten herrschte noch vollkommene Dunkelheit. Er war offenbar nach dem Theater auf ein kleines Golasch gegangen. Allmälig erloschen die Gasflammen auf den Treppen und die Lichter in den Fenstern.

Aus dem dunklen Hofe hallten männliche Schritte herauf. Das war offenbar der Pole, der nach Hause kam.

Eine Pause. Jetzt strich er ein Zündhölzchen an der Wand. Wieder vollkommene Dunkelheit. Das Zündhölzchen war verlöscht. Ein zweites blitzte auf, auch dieses nur für eine Sekunde. Eine neue Pause. „Der Kerl könnte sich auch schwedische Hölzchen kaufen“, murmelte grimmig unser Felsenthal. Endlich Licht!

Der Insurgent schien zu ahnen, daß er beobachtet werde, und ließ daher gleich allen „liebenswürdigen Verbrechern“ die Gardinen offen, um dem Auge der Gerechtigkeit keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten. Er zündete sich eine Cigarre an und setzte sich auf den Divan, welcher den Fenstern gerade gegenüber stand.

Nach einer Weile stieß der Bösewicht am Fenster seinen Nachbar mit dem Ellbogen und deutete stumm, aber gemeinverständlich auf den Vordertract, in welchem jetzt das irrende Flämmchen sichtbar wurde, und zwar seltsamerweise gerade in jenem Stockwerke und Corridor, in welchem die Tänzerin wohnte.

Das Flämmchen schwebte langsam durch die Gänge und kam dann die Treppe herab, es verschwand hierauf für einen Augenblick, um gleich darauf, von der kleinen, im zarten Roth glühenden Hand einer Dame verdeckt, im Hofe zu erscheinen.

Es war offenbar die weiße Frau; weiß gekleidet war sie jedenfalls, obwohl es nicht erwiesen ist, daß die Ahnfrau der Rosenberge einen weißen Theatermantel getragen hat und in dessen Kapuze ihr unheildrohendes Haupt zu verbergen pflegte.

Sie ging rasch durch den Hof und verschwand im Hintergrunde.

Eine neue qualvolle Pause.

Jetzt öffnete sich die Thür des Insurgenten, die weiße Frau trat ein und lag im nächsten Augenblick an seiner Brust, die Kapuze fiel —

„Satanella!“ rief Felsenthal.

„Satanella!“ bekräftigten die Freunde.

Die Ehre der Habitués des Opernhauses war gerettet, das große qualvolle Geheimniß entdeckt.

Aber nicht der Schmerz allein, auch die Freude ist manchmal kurz, und so geschah es, daß nicht lange nach der nächtlichen Entdeckung unseres Bösewichts der Insurgent aus dem Sperrsitze des Opernhauses und dem Zimmer im Hinterhause der Tänzerin verschwand.

Böse Zungen wußten zu erzählen, daß die für Polen begeisterte Italienerin etwas zu spät erfahren hatte, daß der Insurgent eigentlich nur ein seiner Schulden wegen aus Krakau durchgegangener Friseurgehülfe war, dem sie deshalb in etwas drastischer Weise den Abschied gegeben habe.

Dies Alles ist jedoch bis heute noch nicht erwiesen.

Fest steht dagegen, daß der ewig junge Börsenbaron seit jener Zeit seinen Thee nicht mehr bei der Tänzerin nimmt, und ebenso sicher ist, daß er in einem vornehmen Engländer seinen Nachfolger gefunden hat, welcher sich an die historische Gestalt des Insurgenten nicht zu stoßen scheint.

XVIII.

Ein Habitué des Burgtheaters.

„Die Eitelkeit müssen Sie sich abgewöhnen, wenn Sie ein großer Mann werden wollen." Diese Lehre, welche die Meisterin der Lebenskunst, Marquise von Pompadour, ihrem Lieblingsschüler Choiseul ertheilt, hat der Mann, von dem wir hier reden, viel zu sehr übersehen; er ist deshalb auch trotz seines Palais, seiner Siege auf der Börse, des Händedrucks der Staatsmänner und Journalisten und anderer Leute, welche die Weltgeschichte machen, doch kein großer Mann geworden; auch Brockhaus würde sich mit der Notiz begnügen, daß man in ihm das Urbild des Kunstenthusiasten Midas in der „Schönen Galathea" zu suchen hat.

Je weniger sich aber das Conversationslexikon und die Schulbuben mit ihm beschäftigen werden, um

so leuchtender erscheint sein Bild in der Chronik der Wiener Gesellschaft und er kann mit dem Troste in ein besseres Jenseits hinüber promeniren, daß er drei Generationen der heitern Donaustadt unerschöpflichen Unterhaltungsstoff geliefert hat.

Er ist vor allem ein Kunstenthusiast und zwar im weitesten Sinne das Wortes, daher ich ihm vielleicht ein wenig Unrecht thue, ihn gerade einen Habitué des Burgtheaters zu nennen; aber da er vorzugsweise in diesem der ernsten Muse geweihten Tempel und sonst nur im Opernhause an Balletabenden zu sehen ist, dürfte diese Bezeichnung genügend gerechtfertigt erscheinen.

Unser Mann besitzt eine ganz ansehnliche Collection von Eitelkeiten, welche mit seinem Wesen innig verquickt sind, aber die hervorstechendste bleibt doch die Eitelkeit mit Allem, was in Kunst und Literatur macht, wie er in Credit und ungarischen Bahnactien, frère et cochon zu sein und um Alles zu wissen, was in Wien in diesen Zweigen geschieht oder nicht geschieht, sondern nur projectirt, geplant und geklatscht wird.

Er hat die Eitelkeit, alle Dichter, besonders jene deren Stücke im Burgtheater gegeben werden, alle Maler, Bildhauer, Architekten, Schauspieler, Sänger und deren Familien genau zu kennen. Er lebt mit ihnen auf dem besten Fuße, ladet sie zu seinen Diners und

Soiréen, macht ihnen Geschenke, leiht ihnen Geld und hat die große Eigenschaft, auch dann liebenswürdig zu bleiben, wenn er sein Geld nicht zurückbekommt.

Dafür hat er die Satisfaction, jede neue Toilette der Wolter, jede Caricatur Gaul's und jedes neue Bonmot Mautner's zuerst zu sehen und zu hören und, was ihm Lebensaufgabe ist, zuerst in allen Kreisen zu verkünden und zu verbreiten.

Laube war natürlich sein bester Freund, so behauptete er wenigstens, und so wußte er auch von jeder Novität des Burgtheaters zuerst, was ihm einen Schein von Infallibilität in den Augen der Burgtheaterfreunde verlieh.

Wie strahlte er, wenn er Mosenthal oder Weilen zurufen konnte: „Den so und so vielten ist die Leseprobe Ihres neuen Stückes."

Vor allem protegirte er aber die Künstlerinnen und er begnügte sich nicht mit der Eitelkeit, als der erklärte Anbeter einer oder der andern zu gelten, sondern er wollte der Freund aller sein, das Orakel der hohen Tragödie wie des Ballets.

Diese Leidenschaft brachte ihn und bringt ihn wohl noch immer in die komischsten Situationen. Während er in der uneigennützigsten Bonhommie die Priesterinnen Terpsychore's wie Thalia's mit Cadeaux bedachte, schworen ihm so und so viel beglückte Ver-

ehrer, welche ihn für ihren Nebenbuhler hielten, Rache und er entging oft nur durch besondere Fügungen Gottes den deutlichsten Ausdrücken ihrer Eifersucht. Dabei hatte er die Eitelkeit, alle seine Freundinnen für das Leben, ja über das Grab hinaus zu versorgen und war überhaupt groß in Behauptungen und Versprechungen.

Eins seiner sogenannten Verhältnisse begann zum Beispiel damit, daß er die Wohnung einer tragischen Dame einer vernichtenden Kritik unterzog. „Es ist kein Arrangement“ — dies ist nämlich ein Lieblingswort von ihm — „in der Sache und kein höherer Geschmack, verzeihen Sie, aber wenn ich Ihnen ein Logis einrichten dürfte, Sie würden sehen, feenhaft, sage ich Ihnen, fabelhaft, enorm.“

„Nun, so richten Sie mir eine Wohnung ein“, erwiderte die Dame lachend.

„Sie erlauben? O, Sie machen mich zum Glücklichsten der Sterblichen!“

Wirklich miethete er der Dame nun ein ganzes erstes Stockwerk und füllte es mit allem erdenklichem Luxus.

Die Dame dachte längst nicht mehr an sein Versprechen, das sie für Scherz genommen, als er mit seiner Equipage, zwei prachtvollen Isabellen, sie abzuholen kam.

Sie war von seinem „Arrangement“ so entzückt, daß sie ihm einen Kuß gab.

„Einen Kuß hat sie mir gegeben, hören Sie, einen Kuß“, erzählte er bei Daum den Offizieren, „einen Kuß hat sie mir gegeben“, tönte es auf der Börse, zwischen hunderteinundzwanzig und hunderteinundzwanzigundeinhalb, „einen Kuß hat sie mir gegeben“, erzählte er, die Daumen in den Armlöchern der Weste, im Foyer des Burgtheaters.

Die tragische Dame zog also in das von ihm „arrangirte“ Quartier, und er nahm sich die Freiheit, sie regelmäßig in demselben zu besuchen, mit ihr in dem von ihm „arrangirten“ Salon zu plaudern, in dem von ihm „arrangirten“ kleinen getäfelten Speisezimmer zu soupiren. Aber dies genügte seiner Eitelkeit nicht. Er begann auch für ihre Toilette zu sorgen, er ließ Alles von Paris kommen, Negligés, Straßencostüm, Theatergarderobe, und in einer schwachen Stunde schwur er sogar ihr eine Lebensrente auszusetzen.

Die tragische Dame gab sich indessen mit seinem begeisterten Versprechen nicht zufrieden.

Wenige Tage nachdem ihm das gefährliche Wort entschlüpft war, schrieb sie ihm einen zärtlichen Brief, in welchem sie darauf anspielte und die wegwerfende Bemerkung machte, es sei wohl nur ein schlechter Witz, den er sich mit ihr erlaubt habe.

„Schlechter Witz! Wie heißt?“ Das reizte, das empörte ihn, und ohne viel zu überlegen, setzte er sich, gereizt wie er war, an den Schreibtisch und schrieb eine Antwort, in welcher er seinen „schlechten Witz“ förmlich legalisirte.

Die tragische Dame war nun vollkommen verändert, sie fand den Witz nachträglich sogar sehr gut und zeigte sich endlich sogar dankbar.

Der eitle Mann hatte das erste Mal in seinem Leben die Satisfaction, nicht blos als der beglückte Anbeter einer gefeierten Schauspielerin zu gelten, sondern es wirklich zu sein.

„Wo soupiren Sie heute?“ war seine sterotype Frage nach dem Theater. „Ich soupire bei der —“ Welches Hochgefühl beleuchtete dabei sein wohlgenährtes selbstzufriedenes Antlitz!

Aber einmal wäre ihm das Souper beinahe theuer zu stehen gekommen. Unter den zahlreichen Verehrern der schönen Schauspielerin tauchte plötzlich einer auf, der die Sache ernst nahm, das heißt sterblich in sie verliebt war und, eifersüchtig bis zur Tollheit, jeden Nebenbuhler zu spießen drohte.

Das Spießen ist hier wörtlich zu nehmen, denn der junge Mann war Fürst und Husarenoffizier und trug also den zum Spießen unentbehrlichen Säbel stets an der Seite.

Lange Zeit wußte die tragische Schöne ein Rencontre der beiden zu vermeiden, aber es geschah gegen ihren Willen, daß auch der Husar Lust bekam, bei ihr zu soupiren.

Sie wich einige Zeit aus, endlich schöpfte er Verdacht, und sie, die auch nicht wenig in ihn verliebt war, hatte die Schwäche, nachzugeben.

Sie schrieb dem Manne, welcher ihre Wohnung so süperb arrangirt hatte, eines Morgens, sie sei krank und empfange Niemand, während ein anderer Briefträger den jungen Offizier für denselben Abend zum Souper lud.

Unserm reichen Manne gab seine Eitelkeit aber unglücklicherweise die Idee ein, seine Freundin dennoch zu besuchen.

Wie freute er sich auf den Augenblick, wo er im Foyer des Burgtheaters sagen konnte: „Die Dings da ist krank, sie empfängt Niemand — ich war eben bei ihr; sie ist wirklich sehr leidend."

Und er trällerte die Treppe empor und klingelte, das Stubenmädchen machte auf und suchte ihm den Eintritt zu wehren, aber schon stand er im Salon, den feinsten Kastorhut auf dem Kopfe, starr vor Erstaunen, denn die kranke Freundin saß in dem pikantesten der von ihm arrangirten Negligés mit dem jungen Husaren im freundlichsten tête-à-tête.

Es war eine jener Situationen, welche mit Prügeln zu enden pflegen.

Aber komischerweise dachte unser Kunstenthusiast keinen Augenblick daran, den jungen Verführer zu züchtigen, im Gegentheil, der Husar sprang auf ihn los, schlug ihm zuerst den Hut vom Kopfe und warf ihn dann die Treppe hinab. Dies Alles war das Werk eines Augenblicks.

Die nächste Folge war ein Stadtskandel, die weitere, daß der junge Prinz und Husar von seiner erlauchten Familie in den eben ausgebrochenen schleswig-holsteinischen Krieg geschickt, die letzte, daß das innige, schöne Bündniß zwischen dem eitlen Manne und der tragischen Schönen zerrissen wurde. O wie unglücklich war er jetzt, wenn ihn Jemand im Foyer des Burgtheaters fragte: „Wo soupiren Sie heute?"

Aber die Lebensrente? Er dachte nicht daran, sie der Treulosen zu zahlen, sie gab indeß die Sache nicht gleich verloren, sondern machte ihm, seinen Brief in der Hand, den Proceß und das Gericht entschied zu ihren Gunsten.

Der arme eitle Mann ging für einen Monat nach Baden-Baden, um sich von diesem Affront zu erholen.

Aber er kam zurück, wie er gegangen, er hatte sich trotz seiner schlimmen Erfahrungen weder die Eitelkeit noch die Kühnheit der Behauptung abgewöhnt.

Bald soupirte er wieder bei einer Dame des Theaters, diesmal bei einem kleinen muntern Kobold, dessen Drolerien ihn das tragische Feuer der Verrätherin leicht entbehren ließen, und wieder kam jener schwache Augenblick über ihn und er behauptete mit kühnem Schwunge, er würde für einen Zahn aus ihrem Munde zehntausend Gulden geben.

Der Kobold lachte und zeigte zwei Reihen der prachtvollsten Zähne — selbstverständlich echter Zähne.

„Für einen Zahn zehntausend Gulden!“ rief sie. „Sie scherzen wohl!“

„Ich scherzen? Ich scherze nie!“ schwor der Mann, der sich die Eitelkeit nicht abgewöhnen konnte, und warf sich dabei in die Brust.

„Was würden Sie denn mit einem Zahn von mir anfangen“, fragte der Kobold, „wenn ich wirklich den Muth und den eines alten Römers würdigen Stoicismus hätte, mir einen ausreißen zu lassen?“

„Was ich mit einem Zahne von Ihnen anfangen würde?“ erwiderte der eitle Mann feierlich. „Ich würde ihn in Gold fassen lassen und als Joujou an der Uhrkette tragen.“

„Es kann nicht Ihr Ernst sein.“

„Es ist mein voller Ernst — ein Mann, ein Wort.“

Einige Monate später wurde der muntere Kobold, welcher trotz einer der großen Damen von Paris zu

leben verstand, von einigen ungalanten Gläubigern verfolgt. Da erinnerte sich die kleine Berühmtheit zu rechter Zeit an die kühne Behauptung des armen eitlen Mannes, faßte einen heroischen Entschluß, ging zu Pfeffermann und der Zahn war draußen.

Einige Tage später lud sie den eitlen Mann zum Thee.

Er kam und sie unterhielten sich sehr gut. Zuletzt kam ein verdecktes Gericht. „Dies ist nur für Sie", sagte die kleine Teufelin.

„Nur für mich?" schmunzelte der eitle Mann.

„Es ist eine ganz besondere Delicatesse."

Er hob langsam die Serviette empor, da lag der kleine, blendend weiße Zahn der drolligen Schauspielerin, reizend in Gold gefaßt.

Der eitle Mann schrie auf, er strahlte vor Entzücken, er sank vor dem hübschen Kobold in die Kniee und küßte ihm die Hände.

Später freilich kam eine gewisse Ernüchterung über ihn und er fragte schüchtern: „Ist es aber auch wirklich Ihr Zahn?"

„Jawohl."

„Aber ich sehe ja keine Zahnlücke!"

„Wie können Sie mir zumuthen, mit einer Zahnlücke herumzugehen, ich habe mir natürlich sofort einen andern falschen Zahn einsetzen lassen." Sie nahm

ihn aus dem Munde und zeigte dem Zweifler die Zahnlücke.

Hierauf neues maßloses Entzücken des eitlen Mannes. In den nächsten Tagen rannte er in ganz Wien herum und prahlte aller Orten mit seinem neuen seltsamen Joujou.

Die zehntausend Gulden hatte er glücklich vergessen.

Da kam Fräulein Kobold seinem Gedächtniß durch ein zärtliches Briefchen zu Hülfe, aber der eitle Mann hatte diesmal die Eitelkeit, ihren ungewöhnlichen Liebesbeweis nicht bezahlen zu wollen. Er sträubte sich auf das heftigste, bis sie mit einer gerichtlichen Klage drohte; da machte er endlich gute Miene zum bösen Spiel, zahlte die zehntausend Gulden und seine Eitelkeit tröstete sich mit dem erhabenen Gedanken, daß man in ihm fortan den Besitzer des kostbarsten Joujous in Europa, ja in der ganzen Welt verehren werde.

XIX.

Adam und Eva.

Wir geben unsern Helden diesmal, gewiß nicht mit Unrecht, die Namen der ersten Menschen, denn es ist eine Geschichte von einem verlorenen Paradiese, die wir heute erzählen.

Die Geschichte spielt in einer deutschen Stadt, welche so glücklich ist, einen Hof mit Monarchen, Kammerherren, Hofdamen und Hofküchenjungen und folglich auch ein Hoftheater zu besitzen, in welchem die Hofküchenjungen auf der Gallerie, die Hofdamen und Kammerherren im Parquet, Ihre Majestäten aber in der rothsammtenen Hofloge dem Schauspiele beiwohnen.

Adam ist Tenorist an diesem Hoftheater und Eva eine junge Dame vom Corps de Ballet. Eva ist indessen nicht seine Gattin. Es ist dies zwar ein Ver=

stoß gegen die Bibel, aber derlei Ausnahmen kommen heutzutage im alten und neuen Testamente so häufig vor, daß die Regel bald zur Ausnahme werden dürfte.

Adam hat aber deshalb doch seine rechtmäßige Gattin.

Er soll sie geheirathet haben, weil sie sehr reich ist. Andere körperliche Vorzüge hat bis jetzt Niemand an ihr entdecken können.

Zum Ueberflusse ist sie sehr eifersüchtig, wie alle häßlichen Frauen, welche schöne Männer haben, und Adam ist ein schöner Mann im vollsten Sinne des Wortes, das erkennt sogar die alte Obersthofmeisterin Gräfin Emmeline Grütz-Knoll-Bombenkessel an, die Wittwe des berühmten Generals und Vertheidigers von Pumpenstadt an der Pumpe, eine Dame, welche das männliche Geschlecht vom Fürsten bis zum Reitknecht hinab genau kennen gelernt hat und daher competent ist.

Adam ist hoch gewachsen, aber dabei schlank und elastisch, wie Apollo vom Belvedere, dunkle Locken umwallen sein von der Sonne gebräuntes bartloses Gesicht, in dem zwei große dunke Augen wie schwarze Sterne stehen, und sein kleiner Mund mit den prächtigen blitzenden Zähnen weckt in jedem Weib sofort den Gedanken an Küsse.

So ging es auch der blonden Eva, denn unsere Eva des Ballets war selbstverständlich blond.

Die Gegensätze ziehen sich ja an.

Sie war blond, aber im Sinne der Venetianer, welche nur Damen malten, die ihr Haar bekanntlich durch eine sehr originelle und weitläufige Manipulation auf den flachen Dächern ihrer Paläste blond gedörrt hatten, und das daher etwas von der rothen Sonnenglut behielt.

Lucrezia Borgia und Maria Stuart, die beiden großen Sünderinnen im echten Hermelin, waren ja auch blond.

Und Eva hatte sogar wie die liebenswürdige päpstliche Cousine und Giftmischerin schwarze traumvolle Augen zu ihrem blonden Haar.

Sie sah Adam zuerst bei den Proben im Hoftheater und zwar sehr häufig, denn jene Opern, in denen das Ballet nicht zum Aufputz des Musikdramas verwendet wird, sind äußerst selten.

Auch dem schönen Tenoristen fiel das pikante, sanft diabolische Mädchen bald auf, und es bestand in kurzer Zeit ein vollständiges Einverständniß zwischen ihnen, ehe sie noch ein Wort zusammen gesprochen hatten.

Sie stand an der Coulisse, wenn er sang, und wandte kein Auge von ihm und er machte es ebenso, wenn sie tanzte. Und endlich sprachen sie das erste Mal zusammen in dem mysteriösen Halbdunkel einer Coulisse.

Die Bühne hat nämlich zwei sehr verschiedene, beinahe entgegengesetzte Physiognomien. Abends, wenn gespielt wird, brennen Hunderte von Flammen und senden ihr grelles Licht in jeden noch so entfernten, noch so kleinen Winkel, da gibt es keinen verborgenen Ort hinter der Rampe, da gibt es nichts, was nicht gesehen würde, jedes Geheimniß geht gleichsam als Dulcamara einher und posaunt sich selbst aus, denn überall begegnet man Augen, auf der Scene, hinter den Coulissen, oben auf dem hohen Olymp des Schnürbodens und unten in jener Unterwelt, in welche die Versenkungen führen, in den Garderoben, in den Gängen, im Souffleurkasten; was die Schauspieler nicht sehen, bemerken die Statisten, und was diesen entgeht, fällt auf den stets dankbaren Boden einer Theatermutter oder eines Lampenputzers, und auch die Versetzstücke und die alten Ritterwämser, welche verstäubt an irgend einem verrosteten Nagel hängen, haben Augen.

Ganz anders bei Tage während der Probe.

Da fällt von der Rampe aus hier und da eine Garbe matten röthlichen Lichtes über die Bühne, sonst liegt aber Alles im düstern Halbdunkel, die Coulissen und Versetzstücke bilden ebenso viele heimliche verschwiegene Winkel.

Die Theaterarbeiter feiern, tiefe Stille herrscht auf dem Schnürboden und unter dem Podium, und wenn der Souffleur auch hier und da mit Hülfe seiner

Brille das Dunkel zu durchdringen sucht, so sitzt er doch in seinem Kasten nicht viel besser als ein Staatsgefangener, etwa der russische Empörer Pugatschew in dem Käfig, in welchen ihn eine grausame Laune der Kaiserin Katharina II. sperrte, und dafür schlafen jetzt die Decorationen und die Requisiten und sogar die plauderhaftesten Altweiberhauben in der Garderobe schweigen still.

In diesen dunklen schweigsamen Stunden war es, als die Liebe des Tenoristen und des blonden Balletmädchens entstand und wuchs und sich aussprach.

Und endlich stieg er eines Abends, da er nicht zu singen hatte und sie zu Hause wußte, die vier steilen Treppen empor, tief in einen dunklen Mantel gehüllt.

Das kleine Stübchen oben unter dem Dache wurde zu einem Paradiese. Das arme, schöne Mädchen liebte den gefeierten Sänger, mit dem so und so viele Comtessen und Baronessen aus den Logen kokettirten, dem so und so viele hochgeborene Messalinen parfümirte Billetdoux sendeten, welche er unbeantwortet ließ, mit aller Glut eines jungen Herzens und er freute sich oft eine Woche lang wie ein verliebter Gymnasiast auf den einen Abend, den er wieder bei ihr zubringen konnte, und wenn die Mutter, deren Augen vor Stolz leuchteten, sobald er eintrat, die Thür hinter ihm ge-

schlossen hatte, blieben mit der Cigarre, die er wegwarf, auch alle die Alltäglichkeiten und Geringfügigkeiten des gewöhnlichen Lebens, welche uns unser Dasein in der Regel mehr verbittern als ernste Sorgen oder ein wirklicher Schmerz, draußen vor der Schwelle der Geliebten liegen.

Das Balletmädchen mit dem Borgiahaare war aber nicht blos schön und verliebt, sondern auch uneigennützig.

Die Frau des Tenoristen saß so mißtrauisch auf ihren Geldsäcken und überwachte die Ausgaben ihres Gatten mit einer Genauigkeit, welche es demselben kaum gestattete, der Geliebten kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen, aber selbst diese nahm sie nur mit Widerstreben, jedesmal tieferröthend an, und als er heimlich Thaler zu Thaler zusammengespart hatte und sie zu Weihnachten mit einem Armbande überraschte, warf sie es ihm empört vor die Füße und brach in Thränen aus.

So kam es, daß unser Adam damit begann, der Mutter des stolzen Mädchens Gefälligkeiten zu erweisen.

Unter Anderem brachte er derselben regelmäßig an den Tagen, wo er sang, einen Sperrsitz. Er holte diesen Sitz selbst an der Kasse, zugleich mit einem andern für seine Frau.

Ein boshafter Zufall wollte es, daß er einmal zwei nebeneinander befindliche Sitze bekam, und ohne die Nummern derselben anzusehen, ahnungslos den einen der Mutter seiner Eva, den andern seiner Frau gab und die beiden Damen abends während der Vorstellung auch wirklich nebeneinander zu sitzen kamen.

Mama Eva, eine echte gemüthliche Wienerin, unfähig, im Theater zu sitzen, ohne mit ihren Nachbarn ein Gespräch anzufangen, wendete sich, als der Tenorist nach einem Acte, in welchem er wirklich wunderbar schön gesungen hatte, stürmisch gerufen wurde, an seine Frau, welche sie nicht kannte, und seufzte mit innigem Wohlgefallen:

„Nein, hat der Adam eine schöne Stimme, finden Sie nicht auch?"

„Ich bin zwar nicht berechtigt, ein Urtheil abzugeben —"

„Warum nicht?" fiel Mama Eva ein. „Ich bin auch nicht musikalisch, aber man hat dafür Gefühl, Gemüth; ich habe überhaupt zu Allem so viel Gemüth und dann ist der Adam ein so lieber Mensch, auch außer der Bühne, sage ich Ihnen, ja, da erst recht; ich bin ganz weg, sag' ich Ihnen, wenn ich ihn nur sehe, und dann erst, wenn er singt."

„Sie kennen ihn also?" fragt die Frau, deren Mißtrauen gleich rege wird.

„Freilich kenne ich ihn", erwidert die gemüthliche Wienerin, „und zwar sehr genau."

Genau sogar?"

„Ja, ich sehe und spreche ihn beinahe täglich", fährt die redselige Alte fort. „Ein lieber Mensch, sag' ich Ihnen."

„Ah!" ruft die Frau ungläubig.

„Wissen Sie", erwidert Mama Eva vertraulich und leise, nachdem sie sich vorher vorsichtig umgesehen, ob nicht Jemand anders es hören könne, „er hat halt was mit meiner Tochter."

Die Frau des Sängers erbleicht zwar, aber sie behält ihre Fassung, denn sie will volle Klarheit in der Sache gewinnen.

„Was ist denn Ihre Tochter?" fragt sie zuvorkommend und sie lächelt sogar dabei.

„Sie ist beim Ballet."

„Und wie heißt sie?"

Mama Eva nennt ohne Scheu ihren Namen und die Frau des Tenoristen setzt das Verhör fort und die Alte schwatzt fort, bis der Vorhang zum letzten Male fällt, und der Tochter zu Hause erzählt sie, was für eine liebenswürdige Dame neben ihr im Theater gesessen habe, die auch sehr für ihren Adam schwärme.

Den nächsten Abend kam aber dieser, nicht sehr

erbaut von den diplomatischen Künsten der Mama, zu der blonden Eva.

Seine Frau hatte ihm eine abscheuliche Scene gemacht; sie drohte mit einer gerichtlichen Scheidung.

Während er vor der Geliebten seinem Unmuth Luft machte, kam die für ihn begeisterte Mama aus einer Kaffeegesellschaft zurück.

„Freut mich, Sie zu sehen, Herr Adam."

„Aber mich freut es heute gar nicht, Sie zu sehen, Mama Eva", erwiderte der Tenorist, auf das höchste gereizt.

„Na, da muß ich bitten —"

„Sie haben mir eine schöne Geschichte gemacht", fährt Adam fort. „Die Hölle ist los gegen mich; wissen Sie, wer gestern Abend neben Ihnen im Theater saß?"

„Nein, das weiß ich nicht."

„Die Dame, mit der Sie sich so lebhaft unterhielten und der Sie so freundlich waren, die detaillirtesten Auskünfte über mein Verhältniß zu Ihrer Tochter zu ertheilen —"

„Habe nicht die Ehre —"

„Diese Dame war meine Frau."

„Gott soll mich strafen!"

„Nun, wir sind alle gestraft genug."

„Alle Heiligen!“ schrie Mama Eva, „da fällt mir zu rechter Zeit ein, die Dame, die gestern im Opernhause neben mir saß, wenn das Ihre Frau ist, die paßt auf Sie unten.“

„Wo?“

„Unten vor unserm Hause“, entgegnete die Mama; „sie geht auf und ab wie eine Schildwache. Ich habe sie gleich wiedererkannt, aber sie hat mich nicht gesehen, obwohl sie einen Zwicker auf der Nase trägt.“

„Sie ist im Stande und kommt herauf“, ruft Adam.

„Wir sind verloren“, stammelt die schöne Tänzerin und bricht in krampfhaftes Schluchzen aus.

Endlich gewinnen alle Anwesenden, mit Ausnahme des kleinen Seidenpinschers, dem der Tenorist in seiner Aufregung auf die weiße Pfote getreten hat und welcher noch immer erbärmlich winselt, ihre Fassung wieder und berathen, wie sie einer Katastrophe entgehen können.

Mehr als ein Plan wird entworfen, in allen Einzelnheiten ventilirt und wieder aufgegeben, bis endlich die harmlose Wurzel dieses Uebels, Mama Eva, auch den Weg der Rettung und des Heils findet.

Ihr Vorschlag findet den Beifall der Liebenden und wird sofort in Scene gesetzt.

Der schöne Tenorist zieht ein Kleid der Geliebten mit langer Schleppe, darüber einen weiten Frauenmantel an, befestigt einen Chignon auf seinem Kopfe, setzt einen geschlossenen Hut auf und verschleiert sich dicht. In nicht zehn Minuten steht er als hohe gebietende Frauengestalt in dem Stübchen der blonden Tänzerin. Mama Eva macht sich durch eine Kapuze unkenntlich, dann führt sie den Verfemten an ihrem Arme die Treppe hinab und aus dem Hause.

Die Frau des Tenoristen sieht im Abenddunkel zwei Damen aus dem Thore treten und sieht darin weder etwas Auffälliges noch Verdächtiges.

Die Beiden erreichen glücklich einen Miethwagen und befehlen dem Kutscher, so schnell als möglich nach einer bestimmten Straße zu fahren. Dort steigen sie aus. Der Tenorist wirft in dem dunklen Flur des ersten besten Hauses seine Hüllen ab und Mama Eva kehrt eilig mit denselben zurück.

Wie lange die Dame vor dem Hause Wache gehalten hat, ist nicht bekannt geworden.

Für diesmal waren die Liebenden zwar gerettet, aber fortan ließ die eifersüchtige Gattin des Tenoristen denselben nicht mehr allein ausgehen, sie begleitete ihn sogar zu den Proben und in das Kaffeehaus, und so wurde sie endlich zu dem Cherubim mit dem feurigen

Schwert, welcher unsern Adam und seine Eva aus ihrem Paradiese trieb — für immer.

Adam soll seit einiger Zeit sehr verdrießlich aussehen, Eva hat sich indeß, nachdem sie ihn durch mehrere Monate gebührend betrauert, mit einem Kürassierlieutenant von sechs Fuß Höhe getröstet.

XX.

Der weibliche Pandur.

Eine Statistik der Motive, welche Damen bewegen, ihren natürlichen Beruf als Gattin und Mutter mit der Bühnenlaufbahn zu vertauschen, würde sehr interessante Daten und sociale Streiflichter ergeben; eins der hervorragendsten und stets wiederkehrenden bei jungen Frauen bleibt die Erfahrung, daß sie in der Ehe nicht jenes Glück fanden, das sie, verführt durch den Optimismus von Müttern und Tanten, an der Seite eines Mannes gesucht haben.

Eine Enttäuschung dieser Art war es, welche vor einigen Jahren die junge, reizende und geistreiche Gemahlin eines kroatischen Offiziers bestimmte, als Opernsängerin die Breter zu betreten.

Die Erinnerung an die Invasion der Serezaner, an Trenck und seine Panduren, sowie ein gewisses

amazonenhaftes Auftreten und Benehmen trugen der Dame in der deutschen Stadt, in welcher sie ihre ersten Triumphe feierte, den Beinamen des weiblichen Panduren ein, den sie in seinem vollen Umfange zu verdienen sich im Laufe der Jahre alle erdenkliche Mühe gab, und da bekanntlich ce que femme veu, dieu veu, so gelang es ihr auch, vielleicht sogar in weit höherem Maße, als es zuerst in ihrer Absicht lag.

Nicht, daß man etwas Böses von der Dame sagen könnte.

Im Gegentheil, sie hatte die vortreffliche Eigenschaft, welche beim Theater mindestens sehr selten ist, die Liebe um ihrer selbst willen zu suchen und — was vielleicht noch seltener ist — wo sie geliebt wurde, auch wieder zu lieben.

Nie hatte sie ihre Reize auf Amor's Börse gebracht, obwohl sie dort gewiß jederzeit den höchsten Curs gehabt hätten.

Sie lebte, gleich den genialen großen Damen des Theaters früherer Tage, in echter Lebensweisheit ihrem Vergnügen und nicht dem Vergnügen Anderer.

In ihrer äußern Erscheinung, soweit sie dieselbe der Mutter Natur zu danken hatte, war vom Panduren eigentlich gar nichts zu bemerken, sie war vielmehr fein und zart und pikant, wie es nur die beste Pariserin zu sein vermag.

Nicht groß, nicht klein, nicht mager, nicht stark. Ueber der eleganten Taille eine mädchenhaft knospende Büste, welche ihr volles Recht gab, sich als „Fräulein" auf den Zettel zu setzen. Und nun gar das Füßchen, wirklich kein Fuß, sondern das zierlichste, anmuthigste Surrogat dafür, das man sich nur denken kann, allerliebst chaussirt, wie geschaffen, um einen verliebten Herrn der Schöpfung zu treten. Aber daran dachte sie nicht einmal. Sie raubte allerdings Männerherzen mit einer gewissen Kühnheit und Gewaltsamkeit, welche einen Hauptcharakterzug des Panduren ausmachen, aber auch mit jener Gemüthlichkeit, welche man Trenck's halbgezähmten Wilden nachrühmt.

Zu diesem graziösen Körper und dem bezaubernden, echt slavischen Gesichtchen mit den marquanten Zügen von Eigensinn und Gutmüthigkeit wollte ihre Frisur, diese Flut goldener Haare — die mittelalterlichen Poeten sprechen bekanntlich stets von dem „rothen" Golde — welche gleich einem Bündel feuriger Schlangen des deutschen Volksmärchens über ihren vollen Nacken bis auf jene in der Literatur und im Salon namenlose Partie herabstürzten, der die Venus Kallipygos ihren Namen dankt, durchaus nicht stimmen.

Eine Elfe, vielleicht Titania selbst, mit einer Löwenmähne! Was nützt es, daß diese Mähne unserer Titania nicht anerschaffen war, sie trug sie doch und

sie gab ihr eine bestimmte Physiognomie. Hier ist die Stelle, wo der Pandur zum Vorschein kommt.

Es gibt Leute, welche behaupten, daß die Kroaten eigentlich das beste, nämlich gutmüthigste Volk von der Welt sind und daß die Panduren in edler Selbsterkenntniß ihrer geringen Furchtbarkeit sich durch ihren Anzug zum Schrecken der Feinde zu machen suchten.

Dies ist auch das Pandurenhafte bei unserm Fräulein Titania. Sie will nicht lieblich oder verführerisch sein, sie will durchaus als ein Plagiat der „Hexe von Orleans" gelten, und da sie nicht bestiefelt, bespornt und geharnischt umhergehen kann, trägt sie mit Vorliebe einen Blechgürtel im Stile der Norma, eine Art Wehrgehänge und einen rothen Pandurenmantel oder sonst etwas, was an Blut und Feuer erinnert, ein rothes Garibaldihemd oder eine rothe Zouave und im Winter ein rothes Sammtcostüm und endlich die Löwenmähne.

Und nicht zu vergessen, diese Vorliebe für Roth erstreckt sich bis auf die Wangen der reizenden Sängerin und liefert solchen, die nicht böswillig sind, den erfreulichen Beweis, daß, wenn sie nicht eine gefeierte Sängerin wäre, sie ebenso gut eine große Malerin sein könnte.

Und Titania liebte — aber keinen Esel, sondern einen schönen Advocaturs-Concipienten, welcher

über seine Geistesgaben vollgültige Beweise, respective Zeugnisse mit dem k. k. Stempel besaß. Es war ein Verhältniß, das an ein oft dagewesenes Schauspiel in Menagerien erinnerte, wo irgend eine Fürstin der Thierwelt das Hündchen oder Kaninchen, das ihr als lebendige Speise in den Käfig geworfen wurde, nicht zerriß, sondern fortan als Spielzeug oder ihren Hofnarren bei sich behielt und mit aller erdenklichen Courtoisie behandelte.

Auch unsere Löwin verzehrte den Advocaturs-Concipienten nicht, es ging ihm sogar in ihrer Gefangenschaft sehr gut, bis auf ein leicht erklärliches Bangen, welches ihm das Pandurentemperament seiner Schönen erregte und das dem Kaninchen im Käfige auch nicht ganz fremd sein mag.

Das „rothe" Fräulein liebte ihn mit einer Rage und führte in derselben eine Reihe bunter Pandurenstückchen aus, welche heute noch in den Annalen eines gewissen Opernhauses und dem Gedächtnisse seiner großen und kleinen Götter eine bedeutende, bald heitere, bald ärgerliche Rolle spielen.

Gleich in der ersten Leidenschaft kam das Fräulein einmal sammt ihrem Anbeter vollkommen abhanden, man wußte nicht, hatte sie ihn, hatte er sie oder hatten sie sich, wie die beiden berühmten Löwen, gegenseitig „aufgezohren", kurz, sie waren verschwunden.

Man erwartete den Concipienten vergebens in der Kanzlei und das Fräulein vergebens bei der Probe, der Advocat schickte ein Mal um das andere in die Wohnung des Concipienten und die Direction des Opernhauses in die Wohnung des Fräuleins und dann der Abwechslung wegen der Advocat in die Wohnung des Fräuleins und die Direction in die Wohnung des Concipienten.

Alles vergebens. Selbstverständlich Verzweiflung auf allen Seiten.

Die Direction war nahe daran, eine Prämie auf Entdeckung der damals gerade erst recht en vogue gekommenen Sängerin auszusetzen, aber die Furcht, daß der schöne Pandur den Spaß übel nehmen und einmal vollkommen „kroatisch“ kommen könnte, bestimmte dieselbe, sich in Geduld zu fassen.

Da, etwa fünf Tage nach dem räthselhaften Verschwinden der beiden Liebenden, sah der Sollicitator der Kanzlei, in welcher unser schöner Concipient arbeitete — denn was sehen Sollicitatoren nicht? — den schönen Panduren und sein Kaninchen ganz zufällig und ganz aus der Ferne in einem Badeorte in der Nähe der Stadt, welcher im Sommer sehr besucht war, wo aber jetzt mitten im Winter Niemand die holden Flüchtlinge vermuthet hätte.

Hier hatte der Pandur eine reizende kleine Woh-

nung, einen wahrhaften Löwenkäfig gemiethet und den schönen Concipienten, der eigentlich bei der ganzen Affaire eine Höllenangst ausstand und sich nur halb gezwungen auf Gnade und Ungnade in die Krallen seiner Schönen gab, hierher entführt, wo sie trotz Winter, Sturm und Schnee schöne Tage verlebten, bis die Direction leibhaftig vor der Insel der Seligen vorfuhr und die beiden im Triumphe heimholte.

Böse Menschen behaupten, daß Niemand über diesen brutalen Eingriff in das „stille Glück" das Pärchens heimlich mehr jubelte als der schöne Concipient selbst, welcher trotz aller Liebe für das rothe Fräulein dasselbe nie ohne eine gewisse Scheu an sein Herz drückte.

Dieselben Elenden wollen wissen, daß der Sollicitator die Liebenden nie entdeckt hätte, wenn nicht der schöne Concipient ihm heimlich durch das Stubenmädchen des rothen Fräuleins einen orientirenden Wink gegeben hätte.

Gewiß ist, daß nach einiger Zeit ein sehr intimes Einverständniß zwischen der dienenden böhmischen Amazone und dem schönen Concipienten zu Tage trat.

Die schöne Pandurin, zu allen Extravaganzen leicht und schnell entschlossen, hatte, den stürmischen Bitten ihres Anbeters nachgebend, sich für denselben von einem jungen talentvollen Maler in Aquarell malen lassen, und zwar ohne den historischen rothen Mantel. Daran

war nun nichts Verfängliches; in der Eile aber hatte sie außer dem Mantel noch einiges Andere abgelegt. Wir können indeß Damen, die sich darüber entsetzen, dieselbe Beruhigung geben, welche Napoleon's schöne Schwester, als sie sich, nur mit etwas Weinlaub bekleidet, auf einem Pantherfell ruhend, als Bacchantin malen ließ, einer Freundin gab: „Das Zimmer war gut geheizt."

Die böhmische Amazone, welche genau jene Reize besaß, welche ihrer Gebieterin mangelten, Reize, mit denen sie der Venus Kallipygos und den Nymphen des Peter Paul Rubens erfolgreiche Concurrenz machen konnte, scheint nun in der Folge einigen Eindruck auf den Concipienten gemacht zu haben.

Aber weder dieser schmeichelhafte Eindruck noch das stolze Venus-Bewußtsein hinderten sie, zu — stehlen.

Das Stehlen ist aber hier nicht bildlich, sondern im gemeinsten Sinne des Wortes zu nehmen.

Das schöne Stubenmädchen begnügte sich nämlich nicht damit, dem rothen Fräulein das Herz des schönen Concipienten zu stehlen, sondern sie stahl ihr noch einige weit reellere Dinge und so waren eines Morgens plötzlich Gerichtspersonen da und visitirten ihre Sachen.

Man fand wirklich die gestohlenen Gegenstände, aber zum höchsten Entsetzen der Bestohlenen auch etwas

mehr, nämlich das im wohlgeheizten Zimmer gemalte Bild.

Die Scenen, welche nun folgten, lassen sich nicht beschreiben. Es gab einen Augenblick, in welchem das rothe Fräulein bedauerte, daß sie nicht eine jener russischen Czarinnen war, welche den Treulosen auf das Schaffot oder nach dem ewig ungeheizten Sibirien schicken konnten, aber zuletzt vergab sie dem Verräther und er war auch froh, daß er mit dem Leben davonkam. Welche Strafen er erleiden mußte, weiß Niemand, aber sicher ist, daß er fortan musterhaft treu war bis zu seinem seligen Ende.

Böse Menschen legen seinen Tod dem rothen Fräulein zur Last und behaupten, sie habe sofort nach jener Katastrophe sein Todesurtheil unterschrieben, da ihr aber kein Schaffot zu Gebote stand, ihn zu einer langsamern und angenehmern Todesart begnadigt.

Das sind aber evidente Verleumder, die dies behaupten; Solche, die den wirklichen Panduren genau kennen, zeugen mit großer Wärme für das gute Herz desselben. Wenn die Löwin mit der falschen Mähne ihr Kaninchen wirklich umgebracht hat, so hat sie es gewiß in der besten Absicht gethan.

XXI.

Der Roman eines Egoisten.

An einem trüben Wintermorgen stand der Maler Friedrich Brieg in seiner Stube, denn den Namen Atelier verdient der kleine, dürftig möblirte Raum wahrhaftig nicht, vor seiner Staffelei und grundirte eine Leinwand. Obwohl er ziemlich verdrossen dreinsah und seine Toilette äußerst vernachlässigt war, konnte man ihm doch das Prädikat eines schönen Mannes nicht versagen. Hoch gewachsen, trug er einen ebenso sinnlich fesselnden als interessanten Kopf auf seinen Schultern, ein voller schwarzer Bart rahmte sein Gesicht ein, die dunkeln Locken begannen schütter zu werden, dafür hatte aber sein Auge noch den vollen Glanz der Jugend, und in seinem Blick lag jenes unbeschreibliche Etwas, das Männern imponirt und Frauen exaltirt.

Es pochte.

„Herein!“

Ein Mädchen, dicht verschleiert, in einen ärmlichen Tuchmantel eingewickelt, trat ein und näherte sich dem Maler.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ sagte Brieg, ohne seine Beschäftigung zu unterbrecheu.

„Bin ich bei Herrn Brieg — Maler?“ fragte das Mädchen ziemlich scheu.

„Allerdings und Sie wünschen?“

„Sie suchen ein Modell“, hauchte das Mädchen.

Brieg sah die Eingetretene jetzt genauer an, aber es gelang ihm weder die Linien ihrer Gestalt noch jene ihres Gesichtes zu errathen.

„Und Sie wollten“ — sagte er endlich.

„Ich bin entschlossen“, erwiderte das Mädchen. „Mein Vater ist vor kurzem in der Fabrik verunglückt, ich muß etwas thun, um meinen Eltern Geld zu schaffen, sonst müßten wir alle in den Fluß gehen. Es ist doch besser, ich stehe Modell und bleibe rechtlich, als ich gebe meine Ehre preis. Man sagt mir, daß Modelle gut bezahlt werden.“

„Gewiß.“ — Der Maler nannte die Bedingungen.

„Aber ich habe auch welche zu stellen“, fiel das Mädchen ein. „Vor allem dürfen Sie meinen Kopf

nicht der Oeffentlichkeit preisgeben, und dann muß ich auf der Stelle Geld haben."

„Einverstanden", sagte Brieg, „aber Sie werden wohl gehört haben, daß ich ein Modell zu einer Venus suche, ich muß mich daher erst überzeugen."

Das Mädchen warf Schleier und Mantel ab und stand jetzt, das reiche dunkle Haar in einen einfachen Knoten geschlungen, in einem ihre Formen scharf abzeichnenden dunkeln Perkalkleide vor dem Maler, welcher, von ihrer außerordentlichen Schönheit überrascht, zwei Schritte zurücktrat.

„Sind Sie zufrieden?" begann das Mädchen.

„Ja, aber ich bin der unglücklichste aller Maler, wenn Sie mir nicht gestatten, Ihren Kopf zu malen", rief Brieg. „Sie sind wunderbar schön, mein Fräulein, es wäre eine Sünde —"

Das Modell schüttelte den Kopf.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen", fuhr Brieg fort; „ich male zu Ihrer Figur einen idealen Venuskopf und den Ihren auf einem zweiten Bilde als Studienkopf."

„Dagegen habe ich nichts einzuwenden", sprach das Mädchen. „Und wann wollen Sie beginnen?"

„Auf der Stelle." Der Maler machte mit einer seltsamen Hast die Leinwand bereit.

„Auf der Stelle?" wiederholte das Mädchen

tief erschrocken, während ihr schönes Antlitz auf-flammte.

„Ich bitte“, sprach der Maler, sich verneigend. Dann schloß er die Thür.

Sie blieb einen Augenblick wie versteinert stehen, dann begann sie plötzlich mit einer Art Wildheit ihr Gewand abzuwerfen, und endlich stand sie schön wie die Schaumgeborene, am ganzen Leibe bebend, das Gesicht mit den Händen bedeckend, vor dem Maler und weinte bitterlich.

„Mein Gott!“ rief der Maler, „hätte ich geahnt, ich hätte nie zugegeben — “

„Es muß ja sein“, rief das Mädchen, „also geben Sie mir die Stellung, welche Sie wollen, und malen Sie.“

Brieg wagte es nicht, sein Modell zu berühren, er hatte eine flüchtige Skizze des Bildes gemacht, diese reichte er dem Mädchen.

„So, bitte ich“, sprach er.

Sie sah das Blatt lange an, dann mit einem Male stand sie in der Attitude, welche die Phantasie des Künstlers vorgezeichnet, da, das Bild, das er in der Seele trug, so weit übertreffend an Reinheit und Anmuth, daß Brieg sich bezwingen mußte, um nicht aufzujauchzen.

Er begann mit der Kohle zu zeichnen.

„Für heute ist es genug", sagte er nach einer halben Stunde.

Dann wendete er sein Gesicht dem Fenster zu, bis das Mädchen angekleidet war. Sie nahm stumm das Geld, das er ihr reichte, und verließ rasch die Stube.

Am nächsten Tage kam sie wieder, und so fort.

Zwischen den Beiden entwickelte sich dabei ein ganz eigenthümliches Verhältniß. Keins sprach ein Wort, aber jedesmal, wenn er sein Auge von ihr abgekehrt hatte, blickte sie halb scheu, halb zärtlich auf den schönen genialen Mann, der sie mit soviel Rücksicht behandelte, und wenn er sie mit seinen magnetischen Augen verschlang, schlug sie die ihren kalt und schamhaft zu Boden. Und endlich kam der Augenblick, wo der Maler Pinsel und Palette von sich warf und zu den Füßen seines Modells niederstürzte.

„Was thun Sie?" stammelte das Mädchen.

„Vergeben Sie, aber ich bin wahnsinnig", rief Brieg, „ich bin nicht mehr Herr meiner selbst, ich liebe Sie, werden Sie mein Weib."

Das arme Mädchen bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und blieb stumm.

Langsam erhob sich der Maler und kehrte zur Staffelei zurück. Als er zu Ende war, trat er, wie jedesmal, an das Fenster. Einige Zeit hörte man nur

das Rauschen von Frauengewändern in der Stube, der Maler lauschte demselben mit einer Empfindung, die er bisher nicht gekannt, eine namenlose Angst erfaßte ihn, die Geliebte ganz zu verlieren und für immer. Da kam das Rauschen näher und eine Hand legte sich sanft auf seine Schulter.

„Lieben Sie mich wirklich?“ begann schüchtern das schöne Mädchen.

„Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, länger ohne Sie zu leben“, antwortete der Maler. „Ist Ihnen dies genug?“

„Nun, dann nehmen Sie mich hin“, stammelte sie.

„Sie wollen — Sie hassen mich nicht?“ schrie Brieg auf.

„Ich liebe Sie seit dem ersten Augenblick“, flüsterte das Mädchen unter Thränen. „Ahnen Sie jetzt, was ich gelitten habe?“

„Auch ich habe viel erdulden müssen“, rief der Maler, „namenlose Qualen, aber jetzt ist Alles gut und nichts in der Welt soll uns mehr trennen.“

Das Mädchen hieß Therese Merk und war das Kind armer Leute, aber brav und durchaus nicht ungebildet. Brieg war daher wirklich entschlossen, sie zur Frau zu nehmen, sobald er sich eine Stellung gegründet. Die Beiden machten zusammen goldene Pläne

für die Zukunft, und wer weiß, ob dieselben nicht in Erfüllung gegangen wären, wenn das junge Mädchen sich dem Geliebten im Wahnsinn der Leidenschaft nicht zu früh hingegeben hätte.

Brieg meinte es auch dann ehrlich mit Therese, als sie ganz sein war, aber er war ehrgeizig und vor allem war er ein Egoist.

Er hatte die beiden Bilder, bei denen ihm die Geliebte Modell gestanden, ausgestellt und erwartete einen nicht gewöhnlichen Erfolg. Um so bitterer war die Enttäuschung, als sie weder den Beifall der Kritik noch Käufer fanden.

„Ich komme nicht vorwärts, weil ich keine Protection habe", sagte er zu Therese, welche sein finsteres Gesicht beunruhigte. „Was nützt Talent, ja selbst Genie ohne die Gunst einer einflußreichen Persönlichkeit, und ein weiblicher Mäcen, vor dessen Auge die athletischen Glieder eines Künstlers Gnade gefunden, ist sogar im Stande, das Talent entbehrlich zu machen." Er lachte bitter. Das arme Mädchen, das ihn von ganzer Seele liebte, mußte fortan täglich das Scheitern seiner kühnen Hoffnungen empfinden, und immer mehr. Es traten Sorgen an ihn heran. Er aß oft trockenes Brod, dann war seine Stimmung eine wahrhaft entsetzliche, und alle Liebe, alle Hingebung war nicht im Stande, die Falten auf seiner Stirn zu glätten. Da

schlenderte er eines Tages planlos durch die Straßen, und der Zufall wollte, daß der Blick einer vornehmen Dame, welche in einer Equipage saß, auf ihm haften blieb. Diese Dame war die Gräfin Leontine Holnstein, Hofdame der Regentin, eine echte Lebefrau, ohne Herz, ja sogar ohne Leidenschaft, ein Weib, für das in der Liebe nur die Laune und der Geschmack maßgebend waren. Sie hatte eben einen Anbeter entlassen und empfand Langeweile. Brieg fiel ihr auf. Sie erkundigte sich nach ihm, und schon den nächsten Tag lud ihn ein duftendes Billet in das Palais der Gräfin.

Der Maler beeilte sich zu erscheinen; er fand eine kleine üppige Blondine von beinahe vierzig Jahren, welche jedoch noch immer begehrenswerth erschien und ihn in der ersten halben Stunde in den Maschen eines animirten Gespräches zu fangen verstand. Es wurde abgemacht, daß Brieg die Gräfin malen sollte.

Sie selbst wählte die Toilette, ein schwarzes, sehr stark ausgeschnittenes Sammtkleid, das die volle Pracht ihrer Büste sehen ließ. Brieg kam zu ihr, um sie zu malen, aber das Bild machte sehr langsame Fortschritte, da die Gräfin es vorzog, mit dem interessanten Manne zu plaudern und zu kokettiren.

Einmal überraschte sie ihn in seinem Atelier und fand Therese.

Die Gräfin lorgnettirte das Mädchen, rümpfte die

Nase und warf dann dem Maler einen bedeutsamen Blick zu. Brieg winkte der Geliebten, sich zu entfernen, und sie gehorchte, wenn auch widerstrebend.

„Wer ist das Frauenzimmer?“ fragte die Lebefrau.

„Ein armes Mädchen, das mir als Modell dient“, entgegnete der Maler.

„Nun, ich denke, ein Mann von Ihrem Genie hat es nicht nöthig, seine Modelle in der Hefe des Volkes zu suchen“, erwiderte die Gräfin. „Was würden Sie dazu sagen, wenn ich Ihre Fornarina sein wollte?“

Der Maler staunte die vornehme Frau an.

„Sie interessiren mich“, fuhr die Gräfin fort, „ich will Sie protegiren. Vor allem müssen Sie aber noch Studien machen, Ihr Talent an classischen Vorbildern schulen. Ich mache Ihnen den Vorschlag, mit mir zu reisen, nach Italien, nicht? Aber Sie müssen mich lieben; können Sie das?“

Im nächsten Augenblicke lag der Maler zu ihren Füßen und die Lebefrau lächelte zufrieden.

Kaum hatte die Gräfin Brieg verlassen, kehrte Therese zurück. Sie kam mit einer Flut von Vorwürfen, aber er schnitt ihr kalt und roh das Wort ab.

„So bin ich nicht im Stande, vorwärts zu kommen“, sagte er mit unglaublicher Ruhe; „Du kannst doch nicht

verlangen, daß ich Deinetwegen hungere, wenn mir der Lorbeer, wenn mir das Glück winkt. Ich reise mit der Gräfin nach Italien. Wir müssen scheiden."

„Bedenke, was Du thust", rief Therese, der Verzweiflung nahe.

„Ich habe es bedacht."

„Friedrich, ich liebe Dich — aber wenn Du ein Schurke bist, wie es scheint — dann — dann werde ich nicht ruhen, bis ich meine Rache an Dir habe", schrie das unglückliche Mädchen.

Brieg lächelte gleichgültig. Sie warf ihm noch einen Blick zu, in dem ebenso viel Liebe als Haß lag und stürzte fort.

Ein Jahr später finden wir Friedrich Brieg, den Günstling der Gräfin Holnstein und des Hofes, als Galleriedirector in der Residenz und die ganze Haute volée läßt sich von ihm portraitiren, der Regent ertheilt ihm den schmeichelhaften Auftrag, seine Geliebte, die gefeierte Sängerin Flora Herisson, zu malen.

Brieg beeilt sich, zu der festgesetzten Stunde bei der allmächtigen Schönheit zu erscheinen, welche, als er eintritt, in einem mit Hermelin gefütterten und besetzten Schlafrock von Rosa-Atlas auf einem Ruhebette liegt und lacht. Es ist ein Lachen, bei dem es den Maler überläuft.

„Kennen Sie mich denn nicht mehr?“ sagt eine wohlbekannte Stimme.

Er beginnt am ganzen Leibe zu beben — es ist Therese. Er will sich entschuldigen, sie aber schneidet ihm das Wort ab. Sie sind hierher befohlen“, sagt sie stolz und verächtlich, „um mich zu malen. Bleiben Sie bei der Sache.“

Er malt sie, und indem das Bild fortschreitet, wächst auch bei dem Anblick des jetzt ebenso vornehmen und verführerischen als schönen Weibes die Reue und die Leidenschaft im Herzen des Malers, und endlich faßt ihn der Wahnsinn der Liebe, und er liegt zu hren Füßen. Sie aber lacht und befiehlt ihm weiter zu malen.

„Therese“, ruft er unter Thränen, „in diesem Augenblicke fühle ich, daß ich Dich nur liebe, Dich allein, stoße mich nicht von Dir, ich kann nicht leben ohne Dich.“

„Du lügst!“

„Ich lüge nicht!“

„Wirklich? Dann bin ich gerächt“, ruft sie mit teuflischer Freude, „denn ich liebe Dich nicht, ich liebe den Fürsten, was soll mir jetzt die Liebe eines armen Malers!“ Damit verläßt sie das Gemach.

Brieg bleibt vernichtet auf seinen Knieen liegen. Fortan geht es abwärts mit ihm; er fällt bei dem

Fürsten in Ungnade und wird trotz der Fürsprache der Gräfin entlassen. Therese hält Wort; sie will ihre Rache an ihm haben. Getäuschter Ehrgeiz, Kränkung, verschmähte Liebe beschleunigen ein Leiden, zu dem die gefährliche Gunst der üppigen Lebefrau den Keim gelegt.

Aber die Gräfin scheint mit ihrem dem Tode geweihten Anbeter Mitleid zu haben, sie führt ihn nach Nizza, dort aber verläßt sie ihn, um mit einem schönen italienischen Marquis nach Neapel zu gehen, „denn es würde ihre Nerven zu sehr aufregen, ihn sterben zu sehen“.

Er sieht sich allein in der Stunde, welche die schwerste ist, angesichts des Todes.

Aber er bleibt nicht allein.

Ein helles Lachen weckt ihn aus seinem hoffnungslosen Hinbrüten; ein junges, blühend schönes Weib steht vor ihm in dem rothen Sammtpelz einer Monarchin — Therese.

„Du hier — Du“, stöhnt er, „hast Du endlich Mitleid mit mir?“

„Nein“, entgegnet sie herzlos kalt, „mich führt der Haß hierher, ich will Dich sterben sehen, aber mach' es kurz. unten wartet in seinem Wagen der Fürst, mein Gemahl, auf mich.“

„Ich sterbe noch nicht", schreit der unglückliche Maler auf, „ich will nicht sterben!"

Das schöne Weib steht zu den Füßen seines Lagers und lacht. Während sie lacht, stirbt er.

Dann erst beugt sie sich versöhnt über ihn, und zwei große Thränen rollen ihre Wangen herab auf das kalte Antlitz des Todten.

XXII.

Die Tugend beim Ballet.

Es ist ein eigenthümliches Behagen, das den Darsteller von Bühnenverhältnissen und Charakteren der Theaterwelt ergreift, wenn er einmal in dem zweifelhaften Halbdunkel hinter den Coulissen eine volle ganze Natur, ein gutes, ehrliches Menschenherz entdeckt. Von allen Hexen und Halbhexen jener ewigen Walpurgisnacht, deren Breter die Welt bedeuten, sind die Damen des Balletcorps zu allen Zeiten und aller Orten am wenigsten für Heilige gehalten worden, nur Hackländer hat sich wiederholt in seinen ersten Romanen vergeblich die Mühe gegeben, uns zu überzeugen, daß die wahre Tugend in Tricots und kurzen Röckchen auftritt und nur bei Tänzerinnen zu finden ist. Ich fürchte, daß im Allgemeinen die Stimme des Volkes Recht hat, aber

ebenso gewiß ist es, daß man hier und da im Staube, ja im Schmuze eine Perle findet. Der kleine Roman, den ich erzählen will, wird diese Behauptung am besten illustriren.

So oft in dem Ballet des Wiener Operntheaters eine neue jugendliche Erscheinung auftauchte, begannen die Habitués Jagd auf sie zu machen und ruhten nicht, bis die junge Rose von einer oder der andern, oft greisen und zitternden Hand gebrochen war. Wie sollten auch diese jungen, hübschen, nicht selten schönen Mädchen, welche mit allen Ansprüchen auf das Leben, an Liebe und Genuß arm und auf eine kleine Gage angewiesen waren, der Verführung durch Blumenduft und Diamantenschimmer widerstehen können? Und wenn eine widerstand, so war es die Liebe, eine echte starke Leidenschaft, aus welcher sie die Kraft dazu schöpfte, aber meist nur, um nach einiger Zeit, von dem Geliebten treulos verlassen, um so selbstsüchtiger und schamloser nach Luxus zu jagen.

Mit dem Beginn der Wintersaison 185* verbreitete sich unter den Habitués die pikante Nachricht, daß ein Mädchen von geradezu blendender Schönheit demnächst im Balletcorps die Bühne des Hofoperntheaters betreten werde. Es kam der erwartete Abend, und noch hatte Niemand das vielbesprochene Phänomen erblickt, nur ihren Namen trug das Gerücht von Lippe zu Lippe.

Man gab Satanella. In dem Augenblick, wo zuerst die ganze Schaar elastischer Gestalten mit flatternden Röckchen hereinsprang, richteten sich alle Operngläser der Eingeweihten in den Logen und den ersten Sperrsitzreihen auf die Bühne, und im Augenblicke war die neue Erscheinung, obwohl sie sich schüchtern im Hintergrund hielt, entdeckt.

Es war eins jener Mädchen, welche, noch von dem heiligen Schimmer der Jungfräulichkeit umflossen, bereits als ein herrliches stolzes Urbild des Weibes vor uns stehen; sie zeigte die üppig schönen Formen der zweiten Frau des Rubens, welche die Niederländer ihrer Zeit nicht mit Unrecht die auferstandene griechische Helena nannten; auch ihr Kopf mit der feinen Nase, dem kleinen vollen Mund, den dunklen fragenden Augen, von rothblonden Locken umwallt, mahnte an das berühmte Bild der flandrischen Venus im Wiener Belvedere.

Sie eroberte im Sturm die alte Garde des Hofoperntheaters und schon am nächsten Morgen fiel ein wahrer Regen von Billetdoux, Etuis mit Juwelen und Bouquets in dem Dachstübchen der armen Tänzerin nieder. Im ersten Augenblick war sie von all den Herrlichkeiten geblendet und musterte die goldenen Armbänder, die Broschen mit Rubinen und Smaragden, die blitzenden Brillanten der Ohrgehänge mit hochge-

röthcten Wangen, dann aber kam eine unbeschreibliche Angst über sie, sich zu verlieren, zu sinken, und sie stieß die Kostbarkeiten von sich und machte Anstalten, sie zurückzusenden. Wie gewöhnlich war es die Mutter, welche zu Gunsten der „splendiden Herren“ intervenirte. Die Geschenke wurden schließlich angenommen, die Brief- chen indeß, welche dieselben begleitet hatten, vorläufig nicht beantwortet. Es folgte eine zweite und dritte Ladung von Amor's Geschossen, ohne auf das Herz des braven Mädchens nur den mindesten Eindruck zu machen. Der größte Theil ihrer Bewunderer beruhigte sich hierauf, einige fuhren fort, sie zu beschenken, und mit Liebesdepeschen zu bestürmen, ein einziger hatte aber den Muth, weiter zu gehen.

Es war ein reicher Financier orientalischer Natio- nalität, welcher zuerst der Mutter Henriettens, so nen- nen wir die blonde Tänzerin, und dann eines Abends dieser selbst unerwartet seinen Besuch machte. Er fand bei weitem das Entgegenkommen nicht, das er von der Schönheit im verschossenen Waschkleidchen erwartet hatte, im Gegentheil behandelte ihn Henriette mit einem gewissen gemüthlichen Respekt, der ihn weit unange- nehmer berührte als jene Kälte und Sprödigkeit, welche in der Bühnenwelt meist mit Koketterie und eigen- nütziger Speculation gleichbedeutend ist. Dennoch kam er bald täglich und schüttete das Füllhorn seines Reich-

thums ungebeten über die schöne Tänzerin aus, ohne daß sie in die Lage gekommen wäre, seine Aufmerksamkeiten abzuweisen, denn er hielt sich in Allem an die Mutter. Die Mutter miethete für sich und ihre Tochter ein kleines hübsches Logis in der Kärntnerstraße, die Mutter richtete dasselbe auf das eleganteste ein, die Mutter nahm eine Köchin und ein Stubenmädchen in Dienst, die Mutter accordirte mit einem unnumerirten Fiaker und die Mutter war es endlich, welche die kostbaren Glieder ihrer schönen Tochter in Seide, Sammt und reiche Spitzen kleidete.

Henriette schwieg beharrlich zu dem Allem. Einmal nur sagte sie zu der Mutter in Gegenwart des als Goldregen auftretenden Börsen-Jupiters: „Hast Du ein Terno gemacht?"

„Freilich", lachte die Mutter.

Die schöne Tänzerin hatte indeß ihr Herz längst vergeben, und zwar gegen den esprit de corps an einen Mann, dessen Namen sie nicht einmal kannte und der ihr keine Diamanten, nicht einmal Blumen schickte. Er war aber jung und schön und stand rührend und bescheiden und mit so augenscheinlicher Verliebtheit Abend für Abend an der kleinen Hinterpforte des alten Operntheaters, wenn sie aus dem antediluvianischen Kasten, Theaterwagen genannt, heraussprang, und ebenso, wenn sie nach der Vorstellung wieder ein-

stieg. Bald folgte er ihr auf allen ihren Wegen, und endlich faßte er sich einmal das Herz, sie in einer entfernten Vorstadt, wo sie eine Freundin besuchte, anzusprechen. Er war ziemlich verwirrt, aber sie fand dennoch Alles, was er sagte, so klar und so logisch, sie verstand, daß er sie liebte, und sie zögerte keinen Augenblick, ihm zu gestehen, daß sie ihn wieder liebe.

„Sie machen mich zugleich zu dem glücklichsten und unglücklichsten Menschen", sagte er nach einer Pause.

„Wie?" fragte sie naiv.

„Gehören Sie nicht einem Andern?" murmelte er mit gepreßter Stimme.

Sie schüttelte die reichen blonden Locken. „Ich gehöre bis jetzt nur mir allein", sagte sie; „ich werde es Ihnen beweisen, indem ich Sie bitte, mich zu besuchen, und zwar recht oft und recht ungenirt. Alle Welt soll wissen, daß wir uns lieben. Ich schäme mich nicht, einem braven Manne zu gehören, nur verkaufen will ich mich nicht."

„Aber Ihre elegante Wohnung", wendete ihr Anbeter schüchtern ein, „Ihre glänzende Toilette — Sie können doch nicht von Ihrer Gage —"

„Meine Mutter hat ein Terno gemacht." Damit schnitt das resolute Mädchen alle weitern Erklärungen ab.

Noch denselben Abend machte der junge Mann zum Entsetzen der börsenfreundlichen Mama seinen ersten Besuch, am nächsten Tage seinen zweiten und so weiter. Die Vorwürfe der Mutter fruchteten ebenso wenig als die wüthenden Blicke Jupiter's, und als der letztere sich endlich eine Aufklärung über „gewisse Besuche" erbat, sagte das Mädchen stolz: „Das ist bald aufgeklärt. Er liebt mich und ich liebe ihn, das Uebrige können Sie sich denken."

Und der Börsen-Jupiter dachte sich das Uebrige und verschwand und mit ihm selbstverständlich der Goldregen.

Die Mutter vergoß Thränen, während die Tochter lachte. „Ich habe dem alten" — sie wählte einen sehr deutlichen zoologischen Ausdruck — „niemals Hoffnungen gemacht, was geht es mich an, wie Du mit ihm geschachert hast? Ich dachte immer, Du hättest ein Terno gemacht. Aber wir müssen jetzt ernstlich daran denken, unsere Wohnung aufzugeben, und unsern Haushalt so bescheiden wie früher einrichten."

„Du wärst im Stande, mir dieses Opfer zu bringen, dem Luxus zu entsagen und meine Armuth zu theilen?" rief ihr Anbeter.

„Natürlich! Versteht sich denn das nicht von selbst, wenn man Jemand liebt?" entgegnete die Tänzerin erstaunt.

„Nun dann erfahre, liebe Henriette", sagte er,

„daß ich nicht so arm bin, als Du glaubst; ich wollte nur einmal den Versuch machen, ob ich denn nicht um meiner selbst willen geliebt werden könne. Der Versuch ist gelungen. Ich bin Graf L., vorläufig zwar noch minderjährig und von meinen Eltern abhängig, aber ich habe immerhin genug, um Dir Deine hübsche Wohnung zu erhalten und ein wenn nicht luxuriöses, so doch anständiges Leben bieten zu können.“

Nach dieser Enthüllung waren die Thränen Mamas sofort getrocknet. Graf L. war der erklärte Anbeter der schönen Henriette und die beiden Liebenden verlebten zusammen die herrlichsten Stunden. So wenig eigennützig die blonde Tänzerin war, so hatte sie aber die echte Wiener Naivetät, sobald sie irgend etwas gesehen hatte, was ihr gefiel, sei es ein Kleid, ein Shawl oder eine jener hübschen Bagatellen, die man auf den Nipptisch stellt, dies Wohlgefallen mit einem Enthusiasmus auszusprechen, der ihren Anbeter zwang, ihr den in Frage stehenden Gegenstand zum Geschenke zu machen. Auf diese Weise gerieth Graf L. endlich in enorme Schulden. Wiederholt zahlte sein Vater dieselben, forschte aber endlich der Ursache dieser Verschwendung nach, und als dieselbe entdeckt war, stellte er seinem Sohne die Alternative, das Verhältniß mit der Tänzerin zu lösen oder alle Ansprüche auf die Kasse seiner Eltern aufzugeben.

Es war ein trauriger Abend, als Graf L. seiner geliebten Henriette den väterlichen Machtspruch eröffnete. „Ich könnte, wenn ich mich von Dir nicht trennen wollte", sagte er zuletzt, „nichts mehr für Dich thun, ja ich selbst wüßte nicht, wovon ich leben sollte, denn mein Vater ist der Mann, wenn ich ihm trotze, mich ohne Mitleid darben zu lassen. Dies wäre indeß das Geringste, aber ich kann als Mann von Ehre Dich, die Du alle Ansprüche auf Luxus und Genuß hast, nicht an mich fesseln, sobald ich Dich nicht einmal vor Noth schützen könnte. Ich gebe Dich also frei."

„Aber ich gebe Dich nicht frei", sagte Henriette stolz.

Der junge Graf schüttelte schmerzhaft das Haupt.

„Liebst Du mich?" fragte die Tänzerin rasch.

„Mehr als mein Leben", betheuerte Graf L.

„Dann trennen wir uns nicht, solange ich noch etwas besitze", rief die Tänzerin. Und wirklich, sie löste das Verhältniß nicht, und als Graf L. von seinem Vater förmlich auf die Straße gesetzt wurde, nahm sie den Geliebten in ihre Wohnung auf. Er machte bei einem Advocaten den Tagschreiber und sie verkaufte ihre Juwelen, ihre Kleider. So lebten sie mehr als ein Jahr.

Der Vater des Grafen schien sich um das treue brave Liebespaar nicht zu kümmern, aber er wußte

doch Alles, was in ihrer kleinen Wohnung vorging, und kannte jedes Stück, das die blonde Tänzerin verkaufte.

Endlich von so viel Liebe und Charakterstärke gerührt, that er selbst den ersten Schritt zur Versöhnung mit dem Sohne.

Und heute trägt die schöne Henriette Diamanten, welche früher die Gräfin-Mutter selbst geschmückt haben, und sie ist längst keine Tänzerin mehr, sondern sitzt als Gräfin L. an der Seite ihres geliebten Gemahls im wappengeschmückten Coupé.

XXIII.

Malerrache.

Die junge Dame, welche in der folgenden Caviargeschichte die Hauptrolle spielt, will ich Schönlieschen nennen, nicht um sie kenntlich zu machen, sondern nur, weil sie doch einen Namen haben muß und vorläufig keinen hat und auch nie einen haben wird. Ich könnte sie also mit noch so genauen Merkmalen bezeichnen, es würde sie kaum Jemand erkennen, weil sie überhaupt kaum Jemand kennt. Wen kümmern am Ende alle die kleinen Unbekannten der Theaterwelt, sie mögen ein mehr oder weniger hübsches Gesicht haben. Auch würde der Name Schönlieschen, wenn ich meine Heldin damit charakterisiren wollte, schon deshalb nicht passen, weil sie durchaus nicht schön ist; schön ist Rafael's Fornarina, schön in einem andern Genre die Frau des Rubens, aber unsere kleine Schauspielerin

ist blos hübsch, dies aber in eminenter Weise, reizend, pikant, mit allen den hundert unaussprechlichen Kleinigkeiten und jenem Brimborium der Liebe ausgestattet, das auf blasirte Männer so starken Reiz übt.

Das kleine hübsche Persönchen ist sehr gut gewachsen und weiß ihren schlanken weichen Formen durch geschmackvolle Toiletten eine wirksame Folie zu geben, sie versteht es auch, ihr böhmisches Näschen so hoch zu tragen, als wenn Jirezek und Habietinek, die Fundamentalartikel, ja der ganze czechische Ausgleich ihr Werk wären. Und doch glaube ich, daß sie eine Magyarin ist, die Glut ihres schwarzen Auges, ihr schwarzes Haar scheinen dafür zu zeugen, und dies ist außer Zweifel, der erste Theil ihres Lebensromans hat in der Hauptstadt eines dem Erzherzogthum benachbarten Comitates gespielt. In diesem ersten Theil war indeß nicht sie, sondern ihre Frau Mama die Hauptperson. Ihr Vater war Chasan, das ist Vorsänger in einer Synagoge, die Mutter Schönlieschens aber opferte in einem andern Tempel andern heidnischen Göttern. Man behauptet, dieser Abfall seines Weibes von Jehovah habe dem armen guten Chasan das Herz gebrochen. Sein Tod zwang Mutter und Tochter, sich auf eigene Füße zu stellen. Sie kamen nach Wien, um hier ihr Glück zu versuchen. Die Frau Mama eröffnete mit dem Gelde eines guten Freundes ein

kleines Cravatten- und Parfümeriegeschäft und beschäftigte sich zugleich angelegentlich mit der Ausbildung ihrer Tochter.

Da Schönlieschen allem Anscheine nach ein ganz lucrativer Magnet für Männerherzen zu werden versprach, so bestimmte die Frau Mama sie für die Bühne, denn heutzutage fragt man ja nicht, ob ein Mädchen Talent oder innern Beruf zur Schauspielkunst hat, man taxirt ihre dramatischen Gaben nach jenen, welche sonst den Impuls zur Carrière von Pompadours und Maintenons gegeben haben.

Die Mama, eine nicht üble corpulente Frau, das Bild einer Ganslјüdin im Sonntagsstaate, machte in Wien nicht schlechte Geschäfte — selbstverständlich in Cravatten und Parfümerien — und konnte also für die Erziehung ihrer Tochter schon Einiges aufwenden. Sie übergab ihre feinere sociale Erziehung einer in Wien bekannten hannoveranischen Familie, welche sehr vornehme Verbindungen hat, die künstlerische Ausbildung übernahm eine hiesige Theaterschule. Hier machte Schönlieschen mit ihren männlichen Collegen, denen sie vor ihren Colleginnen stets den Vorzug gab, jene Studien, welche zu ihrem Berufe unentbehrlich waren. Sie trat endlich als fertige Schülerin Thaliens an die Oeffentlichkeit, mit allen den glänzenden Fähigkeiten, welche das Fach einer Statistin erfordert, aber freilich,

seit einmal aus einer Statistin eine berühmte Tragödin geworden ist, glaubt jede Theater-Mignon, sie brauche nur ein wenig hübsch zu sein und ein wenig Pompadour zu spielen, um auch ein dramatisches Gestirn erster Größe zu werden.

Es gab übrigens in Wien einen Director, das hagere Bild von Sardou's altem Junggesellen, welcher den Intentionen dieser Damen sehr entgegenkam, denn ihm war jederzeit ein hübsches Gesicht, eine helenische oder noch besser eine böhmische Büste und eine dralle Wade lieber als das größte Talent.

So kam es denn auch, daß er Schönlieschen engagirte.

Schönlieschen trat auf und fand sofort von allen Seiten Beschützer, sie konnte im Gegensatze zu meinem Sonnenfels, der im „Mann ohne Vorurtheil" klagt: „Denn ich war in Oesterreich und hatte nur Talent und keine Protection", getrost ausrufen: „Ich hatte kein Talent und fand doch Protection."

Sie fand Protection bei dem hagern Director, Protection bei einem schmucken Collegen, der mit ihr die Rollen studirte, Protection endlich bei einem Grafen, welcher hübsch, jung und reich war, also alle Eigenschaften besaß, um eine Theaterprinzessin glücklich zu machen.

Dieser junge Graf, lange Zeit der Unterthan —

hier ist das Wort ernsthaft zu nehmen — einer Sängerin von europäischem Rufe, welche wir einmal als „weiblichen Panduren" unseren Lesern vorgeführt haben, eroberte Schönlieschen im Sturme, wie es dem Abkömmling einer illustren Soldatenfamilie ziemt, und miethete vor allem für Mama und Töchterchen eine sehr elegante Wohnung, für welche der Zins doppelt gezahlt wurde, da ein reicher Fabrikant, welcher in den Banden der noch immer begehrenswerthen Mutter lag, denselben gleichfalls jedes Quartal zu den Füßen seiner geliebten Pagode niederlegte.

Schönlieschen begann in ihrer Toilette auf der Straße und zu Hause wie auf der Bühne einen Luxus zu entwickeln, welcher wahrhaft gräflich war, und von der Sonne vornehmer Liebe beschienen, embellirte sie sich von Tag zu Tag, bis sie endlich so schön wurde, daß man von ihrer Schönheit zu sprechen begann und der junge Graf, stolz auf seine kleine Göttin, sie von einem Portraitmaler, welcher damals eben in die Mode gekommen war, malen zu lassen beschloß.

Der Maler wurde in Schönlieschens Boudoir beschieden und erschien pünktlich.

„Finden Sie nicht, mein lieber Y.", begann der Graf, „daß Fräulein X. ein reizender Vorwurf für Ihren Pinsel wäre?"

„Gewiß", erwiderte der Maler.

„Ich bitte Sie also, mir die Freude zu machen und Fräulein X. für mich zu malen", sagte hierauf der Graf.

„Mit Vergnügen", gab der Maler zur Antwort, „aber ich muß einige Bedingungen stellen, welche —"

„Ich bitte", rief der Graf, „reden wir nicht davon, stellen Sie selbst den Preis, ich acceptire jeden."

„Sehr gütig", sagte der Maler, „es ist indeß nicht das. Meine Bedingungen beziehen sich auf das Bild selbst. Vorerst male ich nur in meinem Atelier und die Dame muß sich also zu mir bemühen."

„Einverstanden."

„Sodann findet jener, der portraitirt werden soll, ebenso wenig als der Maler die richtige Stimmung, sobald andere Personen zugegen sind. Das Fräulein muß also allein kommen."

Der Graf zog seine Stirn ein wenig in Falten, aber auch dies wurde ohne Debatte angenommen.

„Endlich das Wichtigste: ich werde selbst die Dame zu dem Bilde ankleiden", sprach der Maler mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt.

„Aber erlauben Sie mir, lieber Y.", stammelte der Graf, „das geht doch wahrhaftig nicht, das verbietet der Anstand. Fräulein X. kann weder unangekleidet zu Ihnen kommen, noch Sie bei ihrer Toilette Kammerjungferdienste verrichten lassen."

„Sie mißverstehen mich, Herr Graf", lächelte der Maler; „ich meine nur, ich nehme das Recht in Anspruch, dem Fräulein die Toilette vorzuschreiben, in welcher ich sie malen werde, denn die Damen wählen in dieser Richtung selten das Richtige, Stimmungsvolle."

„Ah so", murmelte Schönlieschen, welche bedeutend das böhmische Näschen gerümpft hatte.

„Haben Sie noch eine Bedingung zu stellen?" meinte der Graf.

„Nein."

„Also abgemacht."

Den nächsten Tag erschien der Maler bei Schönlieschen, um ihr die Toilette anzugeben. Er wählte, zu ihrem schwarzen Haare sehr passend, ein dunkelrothes Sammtkleid ohne jeden Aufputz, sie durfte dazu nur einen kleinen weißen Kragen und Manschetten nehmen, keinen Schmuck, und in das griechisch arrangirte Haar eine weiße Camellie.

So kam sie nach wenig Tagen in sein Atelier zur Sitzung. Der ersten folgte eine zweite, eine dritte und so weiter, der Maler malte sehr langsam. Es war nicht ganz klar, ob er sich von seinem Bilde oder dem Original nicht trennen konnte, wer sich aber dabei unausstehlich langweilte, das war Schönlieschen, und obwohl der Maler weder schön, noch jung, noch reich war, begann sie, um sich die Zeit zu vertreiben, mit

ihm zu kokettiren. Schönlieschen machte bei dieser Gelegenheit zu ihren vielen Erfahrungen eine neue. Sie erfuhr nämlich, daß es gefährlich ist, mit einem Manne, mit dem man regelmäßig mehrere Stunden allein ist, zu spielen, denn sie gehörte schließlich, halb gegen ihren Willen, dem Maler, über den sie sich anfangs lustig gemacht hatte.

Endlich war das Bild fertig.

In dem Augenblicke aber, als es abgeliefert werden sollte, trat unerwartet eine höchst pikante Katastrophe ein.

Der Graf kam eines Tages, ohne sich vorher ansagen zu lassen, zu der Zeit, wo er Schönlieschen bei dem Maler wußte, in das Atelier, in keiner andern Absicht, als das Bild zu sehen nnd mit dem Originale zu vergleichen. Er klopfte, aber Niemand sagte: Herein, und Niemand that ihm auf.

Drinnen aber entstand eine unbeschreibliche Verwirrung. Schönlieschen, in der Toilette der Mediceischen Venus, raffte in aller Eile ihre Kleider zusammen und floh wie ein gescheuchtes Reh in das Schlafzimmer des Malers, wo sie sich einsperrte.

Endlich öffnete der Maler. Seine Verwirrung konnte dem Grafen nicht verborgen bleiben, welcher sich, nachdem er das Portrait geprüft und belobt, etwas genauer umsah und unter einem Stuhle einen Gegenstand ent-

deckte, welcher offenbar nicht zu den Malerrequisiten gehörte.

Es war ein Mieder, ein wohlbekanntes Mieder, Schönlieschens Mieder. Die Scene, die nun folgte, oder eigentlich die Scenenreihe, der ganze Act eines Dramas, welcher sich hierauf entwickelte, läßt sich gar nicht schildern.

Erste Scene. Der Graf und der Maler. Vorwürfe und Insulten, unangenehmes Spielen mit dem Spazierstöckchen. Zweite Scene. Die Vorigen und Schönlieschen. In das Unendliche gesteigerter dramatischer Effect. Der Graf erklärt schließlich sein Verhältniß mit Schönlieschen für gelöst und verläßt, Rache schwörend, das Atelier. Dritte Scene. Der Maler und Schönlieschen. Die kleine Venus wird zuerst unartig, dann noch unartiger und endlich am unartigsten. Sie gibt dem Maler eine schallende Ohrfeige und verbietet ihm, je wieder ihre Schwelle zu betreten. Schlußscene. Monolog des Malers, der mit zerkratztem Gesicht auf den Trümmern des gräflichen Spazierstöckchens steht.

Nun entsteht die Frage, wer wird das Portrait Schönlieschens bezahlen?

Der Maler würde keine Ansprüche machen, aber der Graf hat ihn beleidigt, Schönlieschen hat ihn vor die Thür gesetzt, er brütet Rache.

Er sendet das Bild zuerst dem gräflichen Heißsporn und verlangt zweitausend Gulden.

Der Graf sendet Schönlieschens Portrait mit der sehr hämischen Bemerkung zurück, der Maler möge sich bei der Dame bezahlt machen.

Der Maler nimmt die Sache ernst und sendet das Portrait zu Schönlieschen mit einem Conto von zweitausend Gulden.

Schönlieschen sendet das Bild gleichfalls zurück.

Nun brütet der Maler noch nachdrücklicher Rache. Endlich ein großer Gedanke. Er drückt seinen Hut in die Stirn und stürzt davon. Eine Stunde später kehrt er mit einer Demimonde-Dame zurück, welche beiläufig Schönlieschens Figur hat und schließt sich mit ihr in sein Atelier.

Ein Monat ist seit der dramatischen Katastrophe verflossen, da erscheint eine boshafte Collegin bei Schönlieschen mit einer Miene, auf der sich tiefes Mitleid malt.

„Arme Freundin!“

„Weshalb?“

„Ich habe Ihr Bild bei Y. gesehen.“

„Nun, ist es nicht gelungen?“

„Gelungen wohl, aber die Toilette.“

„Hat Y. selbst gewählt, ist sie nicht schön?“

„Schön wohl, aber —“

„Nun, reden Sie doch offen!"

„Wie konnten Sie sich so malen lassen, es ist ein Skandal!"

„Ein Skandal — wie?"

„Ohne jede Toilette."

„Ohne —"

„Ja, hätten Sie doch mindestens wie Eva ein Feigenblatt genommen."

Nun ahnt Schönlieschen, was geschehen ist; sie eilt zu dem Maler, und hier wird ihr erst das Entsetzliche vollkommen offenbar. Der böse Maler hat ein zweites Bild gemalt, eine Art Venus, zu der sie den Kopf, die Demimonde-Dame aber das Uebrige geliefert hat.

„Was wollen Sie mit dem Bilde anfangen?" schreit Schönlieschen.

„Ich werde es ausstellen."

„Unmöglich. Ich muß das Bild haben um jeden Preis", ruft Schönlieschen.

„Ich verkaufe nur beide Bilder zusammen."

„Was verlangen Sie?"

„Viertausend Gulden."

Schönlieschen bricht in Thränen aus, denn wie soll sie die Summe schaffen! Verzweifelt verläßt sie das Atelier. Unterwegs kommt ihr aber ein glücklicher Einfall. Sie versammelt alle ihre Anbeter — es gibt deren

so viele — erklärt ihnen den Fall und veranstaltet eine Collecte. So kommt die Summe zusammen, sie zahlt den Maler und erhält die Bilder.

Das eine hängt in ihrem Salon.

Und das zweite?

Ja, wo das zweite hängt, das darf ich nicht verrathen, denn Schönlieschen könnte auf mich böse werden, und die Kleine ist doch gar zu hübsch.

XXIV.

Eine Vorstellung, welche nie statt gefunden hat, und eine Kritik über dieselbe, welche nie erschienen ist.

Es war im Jahre 186*, als ein förmlicher Congreß theatralischer Größen in dem freundlichen Graz, der Hauptstadt der grünen Steiermark, stattfand. Im Landestheater spielten Friedrich Haase, seine Frau, als Fräulein Schönhoff einst ein beliebtes Mitglied des Wiener Burgtheaters, und der treffliche Hamburger Komiker Baum; im Thaliatheater, welches damals noch Czernits, der köstliche Darsteller ungarischer Typen — Peti, czikos, der alte Infanterist — leitete, gastirten Fanny Janauschek und der Altmeister der Charakterdarsteller, der kürzlich verstorbene Marr. Die genannten Schauspieler und einige Grazer Journalisten bildeten Abend für

Abend nach dem Theater in dem Gasthofe zum Erzherzog Johann, dem Absteigequartier aller künstlerischen Koryphäen, einen heitern Kreis, in welchem es weder an Anregung noch Gemüthlichkeit fehlte. Ganz besonders charakteristisch für denselben vor jedoch war allem die Masse guter und schlechter Witze, welche in demselben allabendlich theils im Gespräche aufgetischt, theils förmlich in Scene gesetzt wurden. Fritz Haase, welcher es auch außer der Bühne so köstlich versteht, die drolligsten Dinge mit einem unerschütterlichen englischen Phlegma vorzubringen, führte in der Regel das große Wort und liebte es insbesondere, komische Geschichten zum Besten zu geben, deren Held einer der Anwesenden, ein Mitglied des lustigen Kreises selbst war. Baum vor allen andern lieferte ihm unerschöpflichen Stoff. Eines Abends war von der an das Lächerliche streifenden Eifersucht zweier Grazer Sängerinnen die Rede.

„Mein Gott, das ist ja Alles nichts", fiel plötzlich Haase ein, „gegen Baum und einen gewissen Florian."

„Florian!" riefen die Grazer, welche den Namen nie gehört hatten; „wer ist das?"

„Unter diesem Pseudonym verberge ich Euch einen Collegen Baum's an dem Hamburger Thaliatheater", erklärte Haase, „einen trefflichen Charakterdarsteller, aber unglaublich eitel und unverträglich, welcher vor-

züglich in Baum seinen Rivalen sieht und befehdet. Es gibt nichts Ergötzlicheres, als wenn die zwei in demselben Stücke zu thun haben und bei den Proben oder abends in der Garderobe zusammentreffen. Florian kritisirt dann, ohne sich im mindesten zu geniren, ebenso laut als rücksichtslos die Leistungen seiner Collegen und stichelt insbesondere auf Baum. Dieser dagegen läßt sich auf dramatische oder ästhetische Controversen gar nicht ein, sondern spricht immer nur von dem Beifall und Hervorruf, der ihm zu Theil wird, von den Geschenken, welche ihm anonyme Bewunderer senden, von den schwärmerischen Briefen, welche schön und reiche Frauen an ihn richten. Damit trifft er den wunden Fleck bei Florian. Dieser fährt nun regelmäßig in die Höhe und spricht heftig von Schwindel, Windbeuteleien und dergleichen. Florian's schwerste Tage sind indeß jene, wenn Baum eben von einer Gastspielreise zurückgekehrt ist; dann vermag er ihn nicht zu controliren und Baum schneidet auf wie der selige Baron von Münchhausen oder der unsterbliche Tatar von Sebastopol. Dann sind es nicht mehr Kränze, sondern ganze Lorbeerhaine, welche er mitgebracht hat, dann hat er mit so und so viel Königen und Großherzogen zu Mittag gespeist, so und so viel Adler und Falken abgelehnt und sich eine wahre Schönheitengallerie von Damen angelegt, welche die

Begeisterung für sein Genie in Liebe zu ihm entflammt hat. Dann schäumt Florian wie ein Eber, besonders wenn Baum von den classischen Rollen spricht, welche er gespielt haben will, denn Florian ist auf seine Charaktere im Shakspeare und Schiller nicht mit Unrecht stolz. Wenn sich dann Baum noch zum Ueberfluß mit geheuchelter Gutmüthigkeit zu Florian wendet und von seiner Auffassung des Hamlet oder Posa zu sprechen beginnt und Florian's Meinung darüber einholt, da schreit sein gefolterter Nebenbuhler endlich laut nach einem Theatergesetz, welches das Lügen in der Garderobe verbietet, und der Chor der Collegen schließt die Scene mit einem Gelächter im Stile des Homer."

„Diesmal kehre ich wenigstens nicht nach Hamburg zurück", fiel Baum ein, „ohne Florian einen kolossalen Bären aufzubinden; ich zerbreche mir schon lange den Kopf damit, wie ich es anfangen soll."

„Lassen Sie sich als Franz Moor photographiren", scherzte die schöne blonde Frau Haase.

„Das wäre etwas", meinte Baum, „und zwar in der bekannten Attitude Lewinsky's, in einer Hand den Armleuchter, in der andern das Schwert." Er sprang auf, ergriff statt des Leuchters eine Weinflasche und statt des Schwertes einen Spazierstock und paro=

dirte die Attitude in so unwiderstehlich komischer Weise, daß wir alle zu lachen begannen.

„Aber sich als Franz Moor photographiren lassen", sagte Baum plötzlich abgekühlt, „das kann am Ende ein Jeder!"

„Telegraphiren Sie ihm", rief Marr, „daß Ihnen der Sultan den Medschidieh verliehen hat."

„Telegraphiren kann auch ein Jeder", brummte Baum. „Florian ist ein gewaltiger Skeptiker, man müßte es ihm schwarz auf weiß geben, daß ich als Franz Moor einen Triumph gefeiert habe, dann würde er vor Wuth bersten."

„Senden wir einen fingirten Bericht an irgend eine Theaterzeitung", proponirte Haase.

„Was glauben Sie!" rief Baum. „Da säße ein alter Fuchs wie Florian auf? Es müßte in einem politischen Blatte stehen."

„Wie wäre das zu machen?" wendete sich Haase an die Grazer Journalisten. „Sie erwerben sich ein wirkliches Verdienst um die Menschheit, meine Herren, wenn Sie die Hand dazu bieten — es gäbe einen kolossalen Spaß."

Man debattirte nun hin und her und beinahe ein Jeder hatte bereits irgend einen tollkühnen Vorschlag gemacht, als endlich der Redacteur des „Telegraph" das Wort ergriff. „Wenn ich sicher wäre, daß über

die Sache geschwiegen wird“, sagte er, „denn ich könnte ernste Unannehmlichkeiten mit der Preßbehörde haben — “

„Stumm wie das Grab“, betheuerte Haase.

„Wir wollen in diesem Punkte alle Gräber sein!“ rief Baum. „Also?“

„Sehr einfach“, erklärte der Redacteur; „wir schreiben eine Kritik über eine Aufführung der „Räuber“ in unserem Landestheater, welche nie stattgefunden hat, und lassen in derselben Baum den Franz Moor spielen und während und nach der Vorstellung alle möglichen Ovationen empfangen.“

„Lorbeerkränze“, lachte Frau Haase.

„Einen Blumenregen!“ rief Meister Marr.

„Tusch des Orchesters“, ergänzte Haase.

„Das ist viel zu wenig“, demonstrirte Baum mit einem Ernst, der unwiderstehlich komisch war; „unter dreißig Hervorrufen thue ich es nicht.“

„Machen wir neunundzwanzig“, sagte Marr.

„Nein, dreißig müssen es sein“, erwiderte Baum; „dann bestehe ich darauf, daß mir die Pferde ausgespannt werden.“

„Pferde! Sehr gut! Florian stirbt an der Gelbsucht!“ rief es durcheinander.

„Und wenn mir schließlich von der begeisterten Studentenschaft ein Fackelzug und eine Serenade gebracht werden“, sprach Baum feierlich, „will ich meinet=

wegen sogar auf dem Balkon erscheinen und eine Rede halten."

„Bravo, Bravo!" tönte es von allen Seiten. Man verlangte auf der Stelle Schreibzeug und Papier und begann gemeinschaftlich unter unausgesetzter Heiterkeit das unerhörte Referat in den tollsten Phrasen des Theaterblätter-Jargons abzufassen. Dann wurde dasselbe von Haase mit einer an das Erhabene streifenden rührenden Anrede dem Redacteur des „Telegraph" übergeben und die lustige Gesellschaft trennte sich in bester Laune.

An dem nächsten Abend erschien der Redacteur bereits mit dem heitern Blatte. Er hatte in der Morgennummer seiner Zeitung, nachdem dieselbe gedruckt war, in der letzten Columne der dritten Seite einen Theil der Lokalnotizen ausheben und statt derselben das Theaterreferat über die Räuber und Baum als Franz Moor einrücken lassen. Nach Abdruck von so viel Exemplaren, als der heitere Kreis im Erzherzog Johann Mitglieder zählte, wurde der Satz selbstverständlich auseinandergeworfen. Als er uns das Blatt zur Prüfung vorlegte, entstand ungeheurer Jubel, denn die Täuschung war natürlich eine vollkommene. Unter dem Kopfe des Blattes stand das Datum des Tages, dann folgten Leitartikel, Feuilleton, Correspondenzen aus dem In- und Auslande, Gerichtssaal, Lokal-

notizen und hinter dem Theaterberichte schlossen die telegraphischen Depeschen und Inserate den Reigen. Kein Mensch außerhalb Graz konnte vermuthen, daß sich in dieser ernsten politischen Gesellschaft der schlimmste Spaßvogel befinde und in einer Kritik, welche nie vor dem Publikum erschien, von einer Vorstellung die Rede sei, welche nie stattgefunden habe.

Baum insbesondere war selig, und als er uns wenige Tage später mit Haase und dessen Frau verließ, sagte er uns umständliche Berichterstattuug über den Erfolg zu, welche auch nicht lange auf sich warten ließ.

Als Baum das erste Mal nach seiner Gastspielreise in der Garderobe des Thaliatheaters erschien, umspielte ein höhnisches Lächeln die Lippen Florian's. Er war offenbar auf das Schlimmste gefaßt; diesmal sollten aber seine Erwartungen noch bei weitem überboten werden.

Baum zeigte sich zum Erstaunen sämmtlicher Collegen wenig mittheilsam, im Gegentheil einsilbig, ja verdrossen und traurig.

„Dem ist was passirt“, brummte Florian; „ich hab' es gleich gesagt, im Süden goutirt man die norddeutsche Komik nicht, und nun gar Baum! Ich wette, sie haben ihn ordentlich abblitzen lassen.“

„Nun, wie ist es denn gegangen?“ fragte ein

anderer College den melancholischen Komiker. Baum zuckte die Achseln. „Wie man es nimmt, gut und schlecht."

„Wie sollen wir das verstehen?" fragte ein anderer Schauspieler.

„Sehr einfach", erwiderte Baum, „Florian hat Recht behalten."

„Wie?" staunte die ganze Garderobe.

„Durchgefallen ist der Windbeutel", schmunzelte Florian in sich hinein, „ich hab' es ja gewußt."

„Ja, Florian war der erste", fuhr Baum mit erhobener Stimme fort, „welcher mir sagte: Baum, Du hast Talent für die Komik, das kann Niemand leugnen, aber Du bist auf Abwegen."

Der Charakterspieler nickte selbstzufrieden.

„Dein eigentliches Feld wäre die classische Tragödie gewesen", sprach Baum weiter, „dahin wies Dich von jeher Dein eigentliches Genie."

„Ich hätte das gesagt?" schrie jetzt Florian, indem er zugleich aufsprang. „Wann hätte ich das gesagt?"

„Tag und Stunde kann ich nicht mehr genau angeben", erwiderte Baum gelassen, „aber Du hast es gesagt und Recht behalten. Daher meine Verstimmung, dieser Zwiespalt in meiner Seele, denn die Lorbeeren, welche ich auf meiner Gastspielreise als Hamlet, Posa, Franz Moor und so weiter errungen,

lassen mich nicht ruhen, und so zerren die komische und tragische Muse mich Armen jetzt hin und her, ohne daß ich mich für die eine oder die andere entscheiden könnte."

„Wieder der alte Schwindel!" brach Florian los.

„Lieber College", entgegnete Baum mitleidig, „wähle ein anderes Mal Deine Ausdrücke besser. Es ist bekannt, daß das Schauspiel in Oesterreich, das Burgtheater an der Spitze, auf einer weit höhern Stufe steht wie bei uns im Norden, und gerade in Oesterreich habe ich Triumphe gefeiert, wie seit Dawison kein Charakterdarsteller. Haase zum Beispiel, welcher in Graz mit mir zugleich gastirte und Zeuge war, wie man mir nach dem Franz Moor die Pferde ausspannte, hatte nicht mehr den Muth, in seinen tragischen Rollen aufzutreten, sondern spielte nur seinen Klingsberg, Seiglières, Thorane und dergleichen."

„Ich bitte Sie, Baum, wenn Sie schon lügen, so lügen Sie doch so, daß Sie wenigstens einen Schein von Wahrheit für sich haben", unterbrach Florian seinen Nebenbuhler.

„Scherzen Sie nicht, College", sprach Baum scheinbar gekränkt, „mir ist es bitterer Ernst. Sie wissen ja am besten, daß ich nie lüge, und da ich weiß, daß keiner unter meinen Collegen so warmen innigen Antheil an meinen Erfolgen nimmt wie Sie, so

lesen Sie!" Zugleich zog er mit einer unnachahmlich herablassenden Bewegung das Blatt mit der Kritik aus der Brust hervor und reichte es Florian. Die Collegen schaarten sich um den letztern und blickten über seine Schultern hinein, als er es langsam entfaltete.

„Was ist es?" fragte einer, der mehr im Hintergrunde stand.

„Es ist ein politisches Blatt, das in Graz erscheint", erwiderte Florian, „der Telegraph, Nr. * vom * 186*. Sehen wir also, was man von seinem Franz Moor sagt."

„Aber ich bitte um Alles in der Welt, nicht laut", flehte Baum, „ich müßte sonst erröthen — Sie kennen ja meine Bescheidenheit."

Doch die Collegen ließen es sich nicht nehmen und einer las mit erhobener Stimme den Bericht vor. Er lautete:

„Gestern hatten wir den außerordentlichen Kunstgenuß, Herrn Baum vom Hamburger Thaliatheater, nachdem wir denselben bereits als Hamlet, Mephistopheles und Fiesko bewundert, die Rolle des Franz Moor in Schiller's „Räubern" darstellen zu sehen. Von Baum's Genie sprechen, hieße Eulen nach Athen tragen; ebenso wenig berechtigt wäre eine kritische Darlegung seiner Auffassung dieser ebenso interessanten als schwie-

rigen Rolle; es genügt, wenn wir constatiren, daß wir einen solchen Franz Moor noch nicht gesehen haben, nämlich eine Darstellung dieses infernalischen Charakters, welche die Idee und die Absichten des großen Schiller so vollkommen decken würde, wie die Baum's. Geradezu lächerlich wäre es aber, wenn wir eine oder die andere Scene hervorheben wollten, denn alle waren gleich eminent, gleich meisterhaft. Wir glauben uns kaum einer Uebertreibung schuldig zu machen, wenn wir sagen, daß die Bühne seit Garrick von keinem so vielseitigen, in der Tragödie wie in der Komik gleich großen Manne betreten worden ist. Das vollkommen ausverkaufte, in allen seinen Räumen überfüllte Haus befand sich aber auch gestern in einer Ekstase, die wir bis jetzt an dem sonst so nüchternen und kritischen Grazer Publikum noch nie wahrgenommen haben. Herr Baum wurde im Laufe des Abends mindestens dreißigmal hervorgerufen und zuletzt mit Kränzen und Blumen im vollsten Sinne des Wortes überschüttet. Als Baum das Theater verließ, um sich zu Wagen in seine Wohnung im Hotel Erzherzog Johann zu begeben, sah er sich von einer unabsehbaren Volksmenge begleitet, welche von Zeit zu Zeit Hochs auf ihn ausbrachte, während einige Theaterenthusiasten unter allgemeiner Zustimmung die Pferde ausspannten und Baum's Wagen bis zu

dem Hotel zogen. Indeß war dies noch lange nicht der Schluß der dem genialen Schauspieler dargebrachten Ovationen, denn plötzlich bewegte sich gleich einer feurigen Schlange ein Fackelzug der Studenten, ein Musikchor an der Spitze, von der Universität durch die Herrengasse zu Baum's Wohnung, wo demselben von der Liedertafel ein Ständchen und dann von der begeisterten Jugend ein Hoch gebracht wurde. Baum erschien, von so viel Beweisen herzlicher Bewunderung sichtlich gerührt, auf dem Balkon und dankte mit wenigen schmucklosen, aber kernigen Worten.

In später Nachtstunde trennten sich die Anwesenden in der Ueberzeugung, eines der erhebendsten Feste gefeiert zu haben."

Die Collegen blieben mehrere Minuten starr und sprachlos. Endlich rief Florian den Theaterdiener und befahl ihm — Brausepulver zu holen.

Ihm war offenbar vor Aerger unwohl geworden. Auf der Bühne zeigte er sich den ganzen Abend zerstreut und unsicher, und es währte beinahe einen Monat, ehe er seine volle Heiterkeit zurückgewann.

Am Hamburger Thaliatheater gilt es aber heute noch als ausgemachte Thatsache, daß Baum in Graz den Franz Moor gespielt hat und daß ihm nach der Vorstellung die Pferde ausgespannt worden sind; die Collegen nennen ihn nie anders als „Du — Garrick!"

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Druck von Richard Schmidt in Neudnitz-Leipzig.